ETHIK UND HYPERETHIK

VON

RICHARD NIKOLAUS COUDENHOVE-KALERGI

DR. PHIL.

Motto:
„Tugend ist menschlich,
Schönheit göttlich."



LEIPZIG 1922

VERLAG DER NEUE GEIST / DR. PETER REINHOLD

INHALT

Erster, kritischer Teil: Ethik.

I. Ethische Vorfragen.

II. Tugenden.

III. Das Grundprinzip der Moral

IV. Entwicklung der sittlichen Wertung.

V. Kritik der sittlichen Wertung.

Zweiter, positiver Teil: Hyperethik.

I. Schönheit.

II. Hyperethik.

III. Sanktionen der Hyperethik.

IV. Ethik und Hyperethik.

V. Praktische Hyperethik.

Schlußwort.

Erster, kritischer Teil:

Ethik

I. Ethische Vorfragen.

1. Praktische und sittliche Wertung.

Gut ist das Nützliche; gut ist das Sittliche.
Schlecht ist das Schädliche; böse das Unsittliche.

Die natürliche und die sittliche Wertung werten Nützliches positiv, Schädliches negativ: gut ist eine wohlschmeckende Speise, eine heilsame Medizin, ein hilfreicher Mensch; schlecht (böse) ist ein Giftpilz, eine Giftschlange, ein Giftmörder. —

Worin aber unterscheidet sich die sittliche Wertung von der praktischen?

Die praktische Wertung wertet Dinge und Ereignisse;
die sittliche Wertung wertet Menschen und Handlungen.

Jeder Mensch ist zugleich Ding und Wesen, Objekt und Subjekt; jede Handlung ist zugleich Geschehen und Tat, Objektives und Subjektives. *Die praktische Wertung wertet subjektiv Objektives* (Dinge, Geschehnisse); *die sittliche Wertung wertet objektiv Subjektives* (Wesen, Taten). Die praktische Wertung richtet sich nach dem Nutzen (Schaden), den das Ding (Ereignis) dem Wertenden zufügt (zugefügt hat, zuzufügen droht); die sittliche Wertung richtet sich nach dem Nutzen (Schaden), den das Wesen (die Tat) allgemein stiften will. Kurz

Praktisch gut ist, was mir nützt;
Sittlich gut ist, was allgemein nützen will.

Objekt der sittlichen Wertung ist der wollende Mensch; selbst wenn wir eine Handlung werten, bezieht sich streng genommen die Wertung nicht auf diese, sondern auf den Handelnden im Augenblick dieser Tat (dieses Entschlusses).

Praktische wie sittliche Wertung richtet sich nach der Wirkung; dem Doppelwesen des Menschen und der Handlung entspricht eine *doppelte Wirkung:*

die *äußere, objektive Wirkung* einer Handlung: das *Ereignis;*
die *innere, subjektive* (antezipierte) *Wirkung:* die *Absicht.*

Die *praktische Wertung richtet sich nach der äußeren Wirkung,*

dem Ereignis; die *sittliche Wertung richtet sich nach der inneren Wirkung,* der Absicht. Die Absicht ist für die praktische, das Ereignis für die sittliche Wertung irrelevant. Es kann einer unter Umständen morden, stehlen, lügen, ohne sich eine Unsittlichkeit zu Schulden kommen zu lassen; andererseits ist es praktisch gleichgültig, ob jemand aus Fahrlässigkeit oder aus Bosheit getötet wird.

Bei einer *absichtslosen Handlung* wird der Handelnde zum blinden Werkzeug, die Handlung zum blinden Geschehen: sittliche Wertung ist hier unmöglich.

Bei *wirkungslosen Handlungen* kann die ergebnislose Absicht nur sittlich, nicht praktich gewertet werden.

2. Zweck-Ethik und Trieb-Ethik.

Die Absicht entscheidet den sittlichen Wert der Handlung. Zweierlei Formen der Absicht gibt es:

bewußte Absichten: *Zwecke;*
unbewußte Absichten: *Triebe.*

Reiner Zweck und reiner Trieb sind Grenzfälle; überall durchdringt sich Triebhaftes und Zweckmäßiges. Jeder Trieb strebt nach dunklen Zwecken; alles Handelns Endzweck ist Befriedigung bevorzugter Triebe.

Je weiser und beherrschter der Mensch, desto mehr emanzipiert er sein Handeln von blinden Trieben und richtet es auf bewußte Zwecke; je primitiver der Mensch, desto abhängiger ist sein Handeln von den Affekten des Augenblickes.

Für Zweck-Menschen gilt eine Zweck-Ethik;
für Trieb-Menschen gilt eine Trieb-Ethik.

Ziel der *Trieb-Ethik* ist *Umbau des Charakters* durch Entwicklung der sittlichen, Bekämpfung der unsittlichen Neigungen (Triebe). Ihre Gebote und Verbote lassen sich, ohne Rücksicht auf Spezialfälle, unmittelbar aus den sittlichen und unsittlichen Neigungen ableiten: „Unterdrücke Deinen Hang zum Morden, Lügen, zur Grausamkeit, Rücksichtslosigkeit, Unkeuschheit, Untreue, zu Unmäßigkeit und Hochmut! Entwickle Deine Neigung zur Gerechtigkeit, Selbstlosigkeit, Milde, Wahrhaftigkeit, Keuschheit, Demut, Besonnenheit, Selbstbeherrschung, Treue und Pietät!" Kürzer: „Du sollst nicht töten, lügen, Unkeuschheit treiben etc.! Sei gerecht, selbstlos, gütig, besonnen, treu, keusch,

pietätvoll, wahrhaft und demütig!" Dieser Komplex von Geboten und Verboten bildet den *Moralkodex*, der sich nur scheinbar auf Handlungen, in Wahrheit aber auf Willensrichtungen bezieht.

Die *Zweck-Ethik* will dem menschlichen Wollen sittliche Ziele setzen. Alle sittlichen Ziele lassen sich auf einen gemeinsamen Endzweck reduzieren: den *möglichst allgemeinen und dauernden Nutzen*. Dieser beabsichtigte Allgemein- und Dauernutzen allein ist entscheidend für den zweck-ethischen Wert einer Handlung; jeder Spezialfall heischt seine besonderen Gesetze; Morden, Stehlen, Lügen können als reine Mittel zu sittlichem Zweck sittlich werden. In jedem Fall gilt nur das eine allgemeine Sittengesetz: „Wolle allgemeinen und dauernden Nutzen mit Hintansetzung deines persönlichen und augenblicklichen Nutzens!"

Wer ohne Rücksicht auf alle übrigen Sittengesetze nur nach diesem Gebote lebt, selbstlos und selbstbeherrscht handelt, ist sittlich; selbst wenn er sich zur Erreichung des sittlichen Endzweckes mitunter objektiv unsittlicher Mittel bedient. —

Jede Handlung kann also sittlich, jede unsittlich sein. Für die Richtigkeit dieses Satzes bietet uns die klassische Literatur Belege, so viele wir wollen: Hamlet, Brutus, Tell, Judith: sittliche Mörder; Posa: sittlicher Lügner, Betrüger, Hochverräter; Karl Moor: sittlicher Räuber.

Der Zweck heiligt die Mittel, solange diese bloße Mittel, nicht zugleich Nebenzwecke sind; ein Tell, der Mordlust bei seinem Morde empfindet, hört auf, Mörder aus reiner Sittlichkeit zu sein.

Nur, wenn der sittliche Zweck *einziger* Zweck ist, und nur, wenn dieser Zweck *unzweifelhaft* sittlich ist, heiligt er jedes Mittel. Es ist fraglich, ob irgendein praktisches (z. B. politisches) Ziel diese Forderung unzweifelhafter Sittlichkeit erfüllt und so die Anwendung unsittlicher Mittel ethisch rechtfertigt. Ratsamer ist es, der Unfehlbarkeit des eigenen sittlichen Urteiles nicht blindlings zu vertrauen und bei Anwendung unsittlicher Mittel höchste Zurückhaltung zu üben.

Trieb-Ethik ist *exoterische,* Zweck-Ethik *esoterische* Moral.

Der Wissende, Vollkommene kann all sein Handeln, unbekümmert um Detailvorschriften, dem einen großen Sittengesetz unterwerfen. Für die übrige, unreife, von Trieben beherrschte Menschheit gilt der Moralkodex. —

1*

3. Vom Charakter.

Der Charakter stellt den Komplex aller Neigungen eines Menschen dar.

Der *Charakter ist nichts Einheitliches;* er ist ein vielfältiges Gebilde, ein Spiel von harmonierenden und disharmonierenden Kräften. Gruppen verwandter Neigungen schließen sich zu Willensrichtungen zusammen; stärkere Willensrichtungen unterdrücken schwächere.

Die dominierende Willensrichtung eines Menschen wird gewöhnlich als dessen Charakter an sich angesehen, die divergierenden Unterströmungen seines Willens werden einfach ignoriert. In Wahrheit verfügt jeder Mensch nicht über *einen* Charakter, sondern über eine Fülle von Teil-Charakteren, von denen in der Regel einer dominiert; die diversen Unter-Charaktere ringen mit ihm und miteinander um das Primat.

Platon vergleicht die Seele mit einem Staat; bei diesem Vergleich wäre der dominierende Charakter als die Regierungspartei anzusehen, die Untercharaktere als die oppositionellen Parteien. Je größer die Eintracht unter den Parteien, den Teil-Charakteren, desto stärker, desto harmonischer der Gesamtcharakter.

Die unterdrückten Teilcharaktere suchen sich in irgend einer Form auszuleben; daher das Streben der meisten Menschen nach einem *Doppelleben:* beim Kinde, das zu Hause artig, in der Schule schlimm ist oder umgekehrt; beim Beamten, der im Amte ein Tyrann, zu Hause ein Schwächling ist; beim Strolch, der seinen Kameraden gegenüber von vorbildlicher Anständigkeit ist; beim Millionenverschwender, der in Pfennigen geizt. Oft ist das *Schaffen* die Form, in der sich der Gegencharakter auslöst: Schopenhauer, im Leben Immoralist ued Bejaher, ist in seiner Lehre Moralist und Verneiner; Nietzsche, im Leben sittlicher Dulder, löst in seinen Werken den Immoralisten und Übermenschen aus, der in ihm schlummert. Schließlich gibt der *Traum* den unterdrückten Seelenkomplexen die Möglichkeit, sich Geltung zu verschaffen: Menschen, die im Wach-Leben keinem Tiere ein Haar krümmen können, sind im Traum oft hart und grausam.

Auch darin äußert sich das Nebeneinanderbestehen verschiedener Charaktere, daß *jeder Mensch zu jedem Menschen ein anderer* ist;

ebenso in einem veränderten Milieu: auf eine andere Umwelt reagiert eine andere Seele.

Diesem Nebeneinander entspricht ein Nacheinander verschiedener Charaktere in einem Menschen. Der *Charakter ist veränderlich.* Auch im Seelenstaate gibt es revolutionäre Umwälzungen und planmäßige Entwicklungen. Psychische Revolutionen, die sittlichen Unterströmungen über unsittliche „Regierungen" zum Siege verhelfen, werden *Bekehrungen* genannt (Paulus, Augustin, Tolstoi etc.). Auch die umgekehrte Erscheinung kommt vor: die plötzliche Verwandlung eines sittlichen Menschen in einen unsittlichen; für dieses Phänomen ist Nero ein typisches Beispiel.

Kein Mensch hat als Kind den gleichen Charakter, wie als Greis; jedes Lebensalter hat seine spezifischen Neigungen: die Jugend ist leichtsinnig, das Alter geizig. Alle Erziehung setzt Wandlungsfähigkeit des Charakters voraus. Meist ist es das Milieu, das charakterbildend wirkt.

Auch Tiere verändern den Charakter; sanfte Hunde, dauernd gereizt, werden böse und bissig.

Milieu und Erziehung können Anlagen fördern und unterdrücken, nicht zeugen. Hier stehen wir an der Grenze der Wandelbarkeit. Da aber der Mensch von unzähligen Ahnen stammt, liegen in ihm unzählige, teils stärkere, teils schwächere Charakterkeime verborgen, die sich unter günstigen Umständen entfalten können.

Ursache für die Vielfalt der Charaktere in einem Menschen ist die Vielfalt seiner Ahnen; in jedem leben und streiten seine Ahnen; der Seelenstaat wird bevölkert von der endlosen Schar toter Ahnen, die sich teils lieben und verbünden, teils hassen und bekämpfen und um die Führerstellung innerhalb der Seele des Nachkommen ringen.

Menschen, deren Ahnen sich in gewisser Beziehung gleichen, also reinrassige und *Inzucht-Menschen,* haben einförmigere, geschlossenere, starre und schwer veränderliche Charaktere; während *Mischlinge,* deren Vorfahren Rassen- und Kastengegensätze verkörpern, verschiedenere, vielfältigere, wandelbarere Seelen in sich bergen; sie haben mehr Charaktere, weniger Charakter.

Ein Gleichnis für die Wandelbarkeit wie für die Konstanz des Charakters ist der Wechsel und die Konstanz seiner Erscheinung:

des *Gesichtsausdruckes.* Der Ausdruck wandelt sich jedes Jahr, jeden Tag, jede Sekunde; und bleibt sich gewöhnlich doch im Großen und Ganzen treu. Er verändert sich durch Lebensalter, durch Krankheiten und Verletzungen, durch Beruf und Lebensverhältnisse, durch Denken, Handeln, Genießen und Leiden. —

4. Von der Willensfreiheit

Die Grundlagen des Charakters bilden sich nach den *Vererbungsgesetzen, durch Einwirkungen während der Schwangerschaft* (Versehen) und vielleicht auch durch *siderische Einflüsse.* Versehen und Astrologie sind noch fast gänzlich unerforscht; aber auch in der Erkenntnis der Vererbungsgesetze stehen wir erst am Anfang. So kommt es, daß uns die Entstehung des menschlichen Charakters als außerhalb des Kausalgesetzes stehend, als frei erscheint.

Erziehung, Milieu, Erlebnisse und gewisse dunkle Gesetze der *Lebensperioden* fixieren und wandeln den Charakter.

Motive sind Vorstellungen, auf die der Wille reagiert: Wahrnehmungs-, Erinnerungs- oder Phantasievorstellungen. Die Abfolge unserer Vorstellungen, und somit auch unserer Motive, ist ebenfalls dem Kausalgesetz unterworfen und richtet sich nach der Einwirkung der Umwelt auf unsere Sinne, nach psychischen und physiologischen Prozessen, nach den Gesetzen der Assoziation.

Jede Handlung erfolgt aus dem Zusammentreffen eines bestimmten Charakters mit bestimmten Motiven. Da sowohl der Charakter als auch die Motive der Kausalität unterworfen, somit determiniert sind, ist auch das Produkt dieser beiden Faktoren determiniert.

Das Wollen und Handeln des Menschen ist ebenso dem Kausalgesetz unterworfen, wie das des Tieres, der Pflanze, des Steines.

Daß diese so einfache Erkenntnis sich so spät und so schwer durchsetzen kann, hat verschiedene Ursachen. Erstens die Unvollkommenheit unserer bisherigen Kenntnis der Naturgesetze; da die Gesetze der Charakterbildung, Charakterwandlung und Motivation den Menschen größtenteils unbekannt waren, wurden sie einfach geleugnet, und so der Mensch, sein Wollen und Denken für frei erklärt.

Eine zweite Ursache des Glaubens an die menschliche Willensfreiheit ist die subjektive Erfahrung, daß es uns scheinbar freisteht, aus einem Dilemma einen beliebigen Ausweg zu wählen: sonst müßte, angeblich, *Buridans Esel* zwischen seinen beiden gleichwertigen Krippen verhungern. Das braucht er aber nicht. Denn er steht, was vergessen wird, nicht nur vor der Wahl, das rechte oder das linke Bündel zu fressen, sondern gleichzeitig vor der *zweiten* Wahl: entweder noch zu warten und zu überlegen, oder — schon zu fressen. In dem Moment, in welchem — durch die Zunahme seines Hungers oder seiner Ungeduld — die Motive, unter allen Umständen zu fressen, die Motive des Zuwartens überwiegen, *muß* er jenes Bündel fressen, das in diesem Augenblick seiner Phantasie oder seinem Maule näher liegt. Ueberall, wo eine Wahl scheinbar frei ist, handelt es sich um diese *Doppelentscheidung*. *Bestimmend für unsere Wahl ist der Augenblick, der uns zur Entscheidung zwingt.*

Der Glaube an die Willensfreiheit wird unterstützt durch die menschliche Eitelkeit; es schmeichelt immer dem Menschen, sich als einzige irdische Wesen frei zu dünken, über der Natur und ihren Gesetzen zu stehen und sich so in göttlichen Rang zu erheben.

Außerdem scheut die Menschheit die Konsequenz des Determinismus: das *Aufhören jeglicher Schuld*. In einer deterministischen Welt ist der Mörder nicht schuldiger als seine Waffe: beide sind Werkzeuge des Schicksals zur Tötung des Opfers; das Messer wird vom Mörder, der Mörder vom Schicksal gezückt. Wir erleiden unsere Handlungen ebenso wie unsere Zustände.

Diese Konsequenzen erscheinen uns paradox; ebenso paradox wie die Konsequenzen aus der, ebenfalls wahrscheinlichen, Idealität von Raum und Zeit. Unsere *Willensfreiheit ist eine Bewußtseinstatsache*, ebenso wie die Realität von Raum und Zeit: keine logische Erkenntnis kann diese Irr-Axiome beseitigen.

Zusammenfassend läßt sich sagen: *der menschliche Wille ist objektiv und theoretisch unfrei, subjektiv und praktisch aber frei.*

5. Problematik aller Ethik.

Die Ethik besteht aus einem Komplex von Fragen, von denen ein Teil lösbar, ein anderer unlösbar ist. Ihre *letzten Fragen sind unlösbar*, ihre letzten Antworten unbeweisbar wie die Axiome der

Mathematik. Redlichkeit nennt diese Antworten Hypothesen, Unredlichkeit Offenbarungen.

Solche unlösbare Fragen sind u. a.:

„Warum ist Leben, Lust, Entwicklung, Sittlichkeit, Wahrheit, Schönheit wertvoller als Tod, Leid, Verfall, Unsittlichkeit, Lüge, Häßlichkeit?"

„Warum ist das Wohl Vieler wertvoller als das des Einzelnen?"

„Gibt es objektive Wertunterschiede im allgemeinen, sittliche Wertunterschiede im besonderen?"

Das Merkwürdige an solchen Fragen ist, daß sie nach einer Antwort verlangen; daß sie uns zwingen, in unserem praktischen Verhalten zu ihnen Stellung zu nehmen; und daß sie dennoch eine restlose verstandesmäßige Lösung ausschließen.

So stellen sie uns schließlich vor die Alternative, entweder dem Chaos den *Glauben* als Willensakt entgegenzusetzen, oder uns dem geistigen Chaos, der *Skepsis*, hinzugeben: also entweder in uns selbst den archimedischen Punkt des Wertens zu suchen, oder alle Werte überhaupt zu leugnen. Konsequenter Rationalismus führt zur zweiten Lösung und schließt dadurch die Möglichkeit einer Ethik aus. — So ist *alle Ethik letzten Endes auf den Glauben angewiesen.*

Unser Ziel ist, im folgenden die Vielheit ethischer Phänomene auf wenige Grundtatsachen zurückzuführen und auch diese zu überprüfen.

II. Tugenden.

1. Die Kardinaltugenden.

Jedes Sittengesetz enthält ein *variables* Element und ein *konstantes*.

Die besondere Gestalt eines allgemeinen Sittengesetzes wird jeweils bestimmt durch die herrschenden Weltanschauungs- und Gesellschaftsformen.

Eine pessimistische Weltanschauung muß z. B. völlige Sexualabstinenz als höchstes Keuschheitsideal hinstellen — während ein optimistischer oder heroischer Glaube dieses asketische Keuschheitsideal verwirft. Das allgemeine Keuschheitsgebot fordert Unterordnung der eigenen Lust unter das Interesse der Nachkommenschaft; die besonderen Fassungen des Keuschheitsgebotes sind abhängig von der Auffassung, wo das größere Interesse der Nachkommen liegt: im Sein oder Nichtsein. „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!“ ist unbedingtes, allgemeines, „Du sollst nicht zeugen!“ bedingtes, besonderes Keuschheitsgebot.

In einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die das Eigentum zum Bestand der erweiterten Persönlichkeit zählt, muß Stehlen als unsittlich, als ungerecht gelten. Hingegen könnte eine antikapitalistische Gesellschaft verlangen, daß jedem Reichen von den Ärmeren sein Überschuß weggenommen wird, damit auf diese Weise der soziale Ausgleich beschleunigt wird. Allgemeine Gerechtigkeit fordert: „Jedem das Seine!“. Die besondere Stellungnahme der Gerechtigkeit hängt jedoch davon ab, ob das Eigentum als Bestandteil der erweiterten Persönlichkeit aufgefaßt wird, oder als Raub am Gemeingut: in dem einen Falle fordert Gerechtigkeit dessen Schutz, im anderen Falle dessen Bekämpfung. „Du sollst gerecht sein!“ ist allgemeines, unbedingtes, „Du sollst nicht stehlen!“ ist besonderes, bedingtes Gerechtigkeitsgebot. —

Trotz ihrer so verschiedenartigen Deutungen werden Keuschheit und Gerechtigkeit von jeder lebendigen Ethik als Tugenden

anerkannt, während nirgends Unkeuschheit für sittlicher erklärt wird als Keuschheit, Ungerechtigkeit für sittlicher als Gerechtigkeit. —

Die nun folgende Analyse und Kritik der Sittlichkeit gilt nicht einem bestimmten wissenschaftlichen Moralsystem: sie gilt der *lebendigen Moral* des modernen Abendlandes. Diese Moral nenne ich deshalb lebendig, weil sie in das Gewissen der Westvölker eingegangen ist — im Gegensatz zu den leblosen Systemen, die, von Ethikern konstruiert, theoretisch diskutiert werden, ohne das Leben der Zeit zu beeinflussen. —

Die verschiedenen Gebiete, in denen sich das Ich ethisch mit seiner Umwelt auseinandersetzt, bestimmen die natürliche Einteilung der Kardinaltugenden:

A) *Sozialethik* (Gesellschaft, Mitwelt):

1. Mitgefühl (Du);
2. Gemeinschaftsgefühl (Wir);
3. Gerechtigkeit (Mein und Dein);

B) *Individualethik* (Eigenleben):

4. Besonnenheit (eigene Zukunft);
5. Treue (eigene Vergangenheit);

C) *Stammesethik* (Stammesgemeinschaft):

6. Keuschheit (Nachkommen);
7. Pietät (Vorfahren);

D) *Universalethik* (Umwelt):

8. Wahrhaftigkeit (Sein und Schein);
9. Demut (All). —

Alle Sittlichkeit läßt sich auf mindestens eine dieser Kardinaltugenden zurückführen. —

2. Mitgefühl.

Einfühlung in fremdes Leid ist *Mitleid*, in fremde Freude: *Mitfreude*.

Die *Mechanik des Mitleidens* ist folgende:

ich nehme die Äußerungen oder Veranlassungen fremden Leidens wahr;

aus ihnen rekonstruiere ich Qualität und Intensität jenes fremden Leidens;

diese Leidensvorstellung wandelt sich in mir automatisch zur entsprechenden Leidensempfindung: zu Mitleid. —

Die Mechanik der Mitfreude ist der Mechanik des Mitleidens analog. —

Je lebhafter die *Phantasie*, je sensibler die *Nerven*, desto stärker die Disposition zum Mitfühlen. Stumpfe Phantasie verhindert die adäquate Vorstellung fremder Gefühle — stumpfe Nerven hemmen die Empfindung vorgestellter Gefühle.

Durch diese Analyse wird das Mitleid alles Wunderbaren entkleidet, in das es noch Schopenhauer hüllt: denn aus anderen Zusammenhängen sind uns alle Elemente des Mitleidens wohlbekannt.

Wie aus der Phantasie hervorgegangene Gefühle in der Regel weniger intensiv sind als unmittelbar empfundene, — so sind mitempfundene Gefühle meist weniger intensiv, als selbstempfundene. Doch es ändert sich durch die Übertragung einer mitgefühlten Empfindung auf eine andere Person nicht bloß deren Intensität, sondern auch deren Qualität. Unmittelbarer Körperschmerz z. B. wird stets in eine bestimmte Körpergegend lokalisiert; bei dessen Reproduktion durch Mitleid geht diese Lokalisierung zumeist verloren. Wir empfinden z. B. das Mitleid mit jemandem, der sich den Arm verletzt, als allgemeines, unbestimmtes Unlustgefühl, ohne es in unserem eigenen Arm zu lokalisieren. Dennoch werden bisweilen mitempfundene Schmerzen lokalisiert: dann empfinden wir fremden Hunger im eigenen Magen, fremden Zahnschmerz in den eigenen Zähnen, fremden Kopfschmerz im eigenen Kopfe. Die Mitleids-Reproduktion von Schmerzen, die uns aus eigener Erfahrung wohlbekannt sind, erfolgt viel adäquater als die Reproduktion von Schmerzen, die wir nie kennen gelernt haben. —

Mitleid ist *Nachahmung* fremden Leides, Mitfreude Nachahmung fremder Freude. Der ursprüngliche Nachahmungstrieb, der uns zwingt, mitzugähnen, wenn wir gähnen sehen, veranlaßt uns mitzuleiden, wenn wir Leiden sehen, uns mitzufreuen, wenn wir Freude sehen. —

Ein weiteres Element des Mitgefühles bildet die *suggestive* Übertragbarkeit psychischer Zustände. Der Leidende verbreitet um sich eine Atmosphäre des Leidens, der Frohe eine Atmosphäre der Freude, die sich auf suggestible Naturen als Mitfreude resp.

Mitleid überträgt. In diesem Sinne kann *Mitgefühl ein Suggestionsphänomen sein.* Diese unmittelbare Gefühlsübertragung verhält sich zur oben geschilderten Gefühlsübertragung durch Phantasie wie die drahtlose zur Kabel-Telegraphie. —

Potentiell ist Mitgefühl in mitfühlenden Menschen stets vorhanden; durch die Begegnung mit fremden Gefühlen wird es ausgelöst, nicht erzeugt. Der Mitleidige gibt dem Hungernden zu essen, um das eigene Mit-Hungergefühl zu stillen: seine Tat resultiert aus seinem Nahrungstrieb, dessen indirektes Bedürfnis er indirekt befriedigt.

Ein mitfühlender Mensch sucht alles Leid, das ihn umgibt, zu lindern, alle Lust, die ihn umgibt, zu steigern, um so sein Mitleid zu vermindern, seine Mit-Lust zu vermehren: also aus *sekundärhedonistischen* Motiven.

Verdienstlich kann Wohltun erst werden, wenn ein Konflikt entsteht zwischen fremder und eigener Lust, fremdem und eigenem Leid; und wenn da der Wille, durch *Selbstaufopferung* fremdes Leid zu lindern, fremde Lust zu mehren, sich durchsetzt gegen den selbstsüchtigen Willen, eigene Lust ohne Rücksicht auf fremdes Leid zu verwirklichen.

Nicht Mitleid ist eigentlich verdienstlich, sondern *Selbstlosigkeit;* nicht Mitfreude, sondern Selbstlosigkeit. Selbstlosigkeit ist Objektivität der Perspektive, die alles Du dem Ich gleichwertet; ist Überwindung des subjektiven Ich durch das objektive. Hier übersteigt die sekundäre Lust am Wohltun die primäre Lust subjektiven Genusses. —

Von der *spezifischen Aktivität* eines Menschen hängt es ab, wie weit sich sein Mitempfinden in tätige *Hilfsbereitschaft* umsetzt. Ein relativ schwaches Mitgefühl veranlaßt einen tatkräftigen Menschen, seinem Nächsten zu Hilfe zu kommen — während selbst ein intensives Mitgefühl einen trägen, feigen Menschen häufig nicht bewegen kann, zu helfen. —

Die Fähigkeit zur Einfühlung ist bedingt durch Sensibilität der Nerven und Lebendigkeit der Phantasie — der Wille zur Einfühlung entspringt dem psychischen Grundphänomen der *Liebe.* Liebe beruht auf Seelengröße, der die Schranken der Individualität zu eng sind und die ihr erweitertes Ich-Gefühl auf Mitwesen aus-

dehnt. Liebe ist ein Weg aus der menschlichen Enge der Persönlichkeit in die göttliche Weite der Unpersönlichkeit. —

Mit der Kardinaltugend des Mitgefühles sind verwandt: Barmherzigkeit, Milde, Menschenfreundlichkeit, Wohltätigkeit, Freigebigkeit, Liebenswürdigkeit.

Höflichkeit ist formale Menschenfreundlichkeit. —

Auch unter Tieren gibt es Mitleid und Mitfreude.

3. Grausamkeit.

Grausamkeit ist unmittelbare Freude an fremden Leiden. In ihr pflegt man das Radikal-Böse im Menschen zu erblicken; denn es scheint unbegreiflich, wie Schmerz zum Objekt des Wollens werden kann.

Zur Ergründung des Wesens der Grausamkeit muß erst das Verhältnis ihrer Grundelemente: *Lust* und *Leid* erforscht werden. Auf den ersten Blick scheinen Lust und Leid Antipoden zu sein; wir streben nach Lust, fliehen vor Leid. Bei näherer Betrachtung ändert sich dieser Eindruck. Ein antiker Philosoph vergleicht das Leben mit einer Seefahrt, Apathie mit Windstille, Lust mit sanfter Brise, Leid mit Seesturm. Damit trifft er das wahre Verhältnis dieser Gemütszustände: nicht Lust bildet den Gegensatz zum Leid, sondern Apathie; Lust liegt in der richtigen Mitte zwischen jenen Extremen. Zwischen Lust und Leid gibt es nur einen *graduellen*, keinen prinzipiellen Unterschied: *Lust ist gemildeter Schmerz, Schmerz gesteigerte Lust.*

Lust entsteht durch milde, Schmerz durch heftige Nervenreizung. Milde Erregungen haben die Tendenz, Organismus und Nerven zu kräftigen und zu regenerieren, heftige, sie zu erschüttern und zu zerstören. Oft läßt sich der Übergang von Lust in Schmerz durch einfache Steigerung der Reizintensität beobachten: eine ungesalzene Speise ist geschmacklos; gesalzen ist sie schmackhaft; übersalzen ungenießbar. Schlagen ist gesteigertes Streicheln, Stechen gesteigertes Kitzeln, Brennen gesteigertes Wärmen, Frieren gesteigertes Kühlen. Hier läßt sich Schmerz in Lust lindern, Lust zu Schmerz steigern. Nie tritt an dem Punkt, in dem Lust in Schmerz übergeht, Abnahme der Gefühlsintensität oder gar Gefühllosigkeit ein; der Nullpunkt der Empfindung liegt vielmehr unterhalb der Lustgrenze. Im Seelischen liegen an

dieser Grenzscheide von Lust und Leid die intensiven Gefühle der Wehmut und der Sehnsucht. Die physischen Reaktionen höchster Lust gleichen denen des Schmerzes: Freudentränen, Freudenschreie.

Wie *Mitleid* auf *vollkommener Reproduktion*, so beruht *Grausamkeit* auf *unvollkommener Reproduktion fremden Leides*. Das Leid kann nämlich bei seiner Übertragung vom fremden Ich auf das eigene so viel an Intensität verlieren, daß es dabei seine Qualität wandelt und zu Lust abgeschwächt wird. Ursache dieser Wandlung ist stets ein *hemmendes Moment*, das sich zwischen Schmerzwahrnehmung und Mitempfindung einschiebt.

Dieses hemmende *Moment* kann in unserer *eigenen psychischen Beschaffenheit* liegen, oder in der Art des wahrgenommenen *Leides*, oder endlich in unserem *Verhältnis* zum *Leidenden*.

Häufigste Quelle der Grausamkeit sind *mangelhafte Entwicklung der Phantasie und Entartung des Nervensystems;* der Grausame kann sich entweder keine adäquate Vorstellung vom fremden Leide machen, oder seine Schmerzvorstellung löst keine adäquate Schmerzempfindung aus. Diese Mängel stören die Leitung, die von der fremden zu seiner eigenen Empfindung führt. Die schwache Resonanz fremden Leidens empfindet er als Lust; Grausamkeit tritt an die Stelle von Mitleid. Die Grausamkeit von Kindern und Greisen, von primitiven und degenerierten Völkern und Menschen läßt sich auf diese Ursachen zurückführen.

Aber auch im Wesen des wahrgenommenen Leides kann das hemmende Moment liegen. Völlig normale Menschen, die keineswegs grausam veranlagt sind, empfinden bei Tragödien, Schauderromanen, Kinodramen Lust statt Mitleid. Hier ist das Wissen um die *Irrealität* des *wahrgenommenen Leides* das hemmende und transformierende Element. Es gibt auch viele Menschen, die außerstande wären, den Anblick eines gemarterten Menschen zu ertragen, und dennoch ihre Phantasie an den Vorstellungen fremder (oder auch eigener) Qualen weiden. Auch hier ist es die Unwirklichkeit des Leides, die es in Lust wandelt. Ebenso kann die *Geringfügigkeit* fremden Verdrusses bei sonst mitleidigen Menschen zu *Schadenfreude*, einer Abart der Grausamkeit, führen.

Schließlich kann das hemmende Moment im persönlichen Verhältnis zum Unglücklichen liegen. *Feindschaft* und *Haß* sind

solche Hemmungen der Einfühlung. Feinden gegenüber wird Grausamkeit häufiger und stärker empfunden als gegen Freunde und indifferente Menschen. Aber auch *Fremdheit* kann zum hemmenden Moment werden. Menschen, die gegen eigene Rasseangehörige mitleidig sind, sind oft grausam gegen fremde Rassen. *Das Gefühl der Verschiedenheit* der Rasse, Kaste, Nation, Religion hindert oft vollkommene Einfühlung und setzt so Grausamkeit an die Stelle des Mitleides. Ebenso gibt es Menschen, die gegen Mitmenschen mitleidig und barmherzig, gegen Tiere grausam und herzlos sind; der Unterschied zwischen Mensch und Tier bildet ein unüberwindliches Hindernis für ihr Mitleid.

Bei Wegfall des jeweils hemmenden Momentes müßte sich in all diesen Fällen Grausamkeit in Mitleid wandeln. Mitleid und Mitfreude beruhen auf vollkommener, Grausamkeit auf unvollkommener Einfühlung.

Mitleid ist Leid, hervorgerufen durch fremdes Leid.

Mitfreude Lust, hervorgerufen durch fremde Lust.

Grausamkeit Lust, hervorgerufen durch fremdes Leid.

So ist der Unterschied zwischen Mitfreude und Mitleid einerseits, Grausamkeit andererseits graduell, nicht prinzipiell: *auch Grausamkeit ist eine Form des Mitgefühles.*

Das scheinbar Radikal-Böse der Grausamkeit ist also nicht vorhanden. Gut und böse liegen näher beieinander, als man gemeiniglich annimmt: von Mitleid zu Grausamkeit führt nur ein kleiner Schritt. Es existiert kein böser Grundtrieb.

Wie Grausamkeit gehemmtes Mitleid ist, so ist Neid gehemmte Mitfreude, Haß gehemmte Liebe, Bosheit gehemmte Güte.

Grausamkeit kann durch Mitleid überwunden werden, Neid durch Mitfreude, Haß durch Liebe, Bosheit durch Güte. —

4. Gemeinschaftsgefühl.

Der *Individualbegriff ist relativ:* das Elektron ist eine Einheit, ebenso Atom, Molekül, Zelle; der menschliche Organismus ist eine Einheit, ebenso die Erde, das Sonnen- und Milchstraßensystem, der Makrokosmos. —

In der *Welt der Erscheinung* scheint (nach dem heutigen Stande der Wissenschaft) das Elektron kleinstes gemeinsames Maß, letzte

Einheit zu sein; in der *Welt der Empfindung* das Individuum, das Ich.

In der Erscheinungswelt bildet das Individuum nur ein Glied jener großen Reihe von Einheiten, deren jede ein Komplex der vorangegangenen, ein Organ der folgenden ist; die beim Elektron beginnt, beim Kosmos endigt. Hier ist der Mensch ein Kosmos von Elektronen, eine Welt von Atomen, ein Staat von Zellen, eine Familie von Organen; zugleich aber Organ seiner Familie, Zelle der Menschheit, Atom des Sonnensystems, Elektron des Kosmos.

Das Individualgefühl ist ebenso relativ wie der korrespondierende Individualbegriff: es kann sich beschränken auf das Ich, es kann sich aber auch ausdehnen auf einen höheren Individualkomplex, in dem das Ich enthalten ist.

Erweitertes Individualgefühl ist Gemeinschaftgefühl: Familiensinn, Nationalgefühl, Patriotismus, Humanität und alle übrigen Wir-Gefühle, die Gruppen verwandter Wesen in das erweiterte Ich einbeziehen. —

Beim Menschen pflegt das Ichgefühl die Gemeinschaftsgefühle an Intensität zu übertreffen; es gibt hingegen Tiere, bei denen ein Gemeinschaftsgefühl stärker ist als das Ichgefühl (Ameisen, Bienen, Termiten). Wie Schopenhauer erkannt hat, fühlen sich diese Tiere mehr als Organe ihres Tierstaates, wie als selbständige Individuen. — Neben dem Individualgefühl treten bei den meisten Tieren Gemeinschaftsgefühle in Erscheinung: wo sich Eltern für ihre Jungen, Leittiere für ihre Herden opfern, beruht diese Selbstverleugnung auf überindividuellem Selbsterhaltungstrieb.

Nach den Forschungsergebnissen von W. Fließ bleibt über die Geburt hinaus ein realer Zusammenhang zwischen Eltern und Kindern bestehen, der sich in der Gleichheit des Lebensrhythmus äußert. Geburt und Tod trennen die Familienglieder nur äußerlich. Die Familie ist ein überpersönliches Individuum, dessen Selbsterhaltungstrieb der Familiensinn ist.

Famliensinn ist *überpersönlicher Egoismus.*

Nationen sind erweiterte Familien, durch Kulturgemeinschaft zusammengehalten. Auch Völker haben ihre überindividuellen Lebensgesetze, ihr Wachstum, ihre Blüte, ihren Verfall. Auch Nationalgefühl ist überindividueller Selbsterhaltungstrieb, überpersönlicher Egoismus, erweiterter Familiensinn.

Gefühlsgemeinschaft mit der Menschheit ist *Humanität;* sie steht über dem Nationalgefühl, wie dieses über dem Familiensinn, wie Familiensinn über Egoismus; sie gipfelt in Gemeinschaftsgefühl mit der Gesamtheit aller Wesen und Dinge, dem Grundton aller Religiosität. —

Neben den natürlichen Tiergemeinschaften, die in Blutsverwandtschaft wurzeln, gibt es künstliche Tiergemeinschaften, *Symbiosen,* die auf Interessengemeinschaft und Sympathie beruhen. Solche Symbiosen gibt es auch unter Menschen. Zu diesen Symbiosen gehören Staatsgemeinschaften, Religionsgemeinschaften, Klassengemeinschaften, Vereine: auch die Ehe ist eine künstliche Gemeinschaft.

Gemeinschaftsgefühle sind *übertragbar.* Kindesliebe läßt sich auf Zieheltern, Elternliebe auf Ziehkinder übertragen. Die natürlichen Objekte des Gemeinschaftsinstinktes lassen sich durch künstliche Objekte ersetzen. Patriotismus ist substituiertes Nationalgefühl, Nationalgefühl oft substituierter Familiensinn. Künstliche Gemeinschaften pflegen zusammengehalten zu werden durch Gefühle, die aus natürlichen Gemeinschaften stammen. —

Jedes begrenzte Gemeinschaftsgefühl trägt ethisch einen Januskopf: das nach innen, dem Individuum zugekehrte Gesicht ist sittlich, das nach außen, den höheren Gemeinschaften zugekehrte, unsittlich. Dem Egoismus gegenüber ist Nationalismus sittlich, der Humanität gegenüber unsittlich: hier ist es Beschränkung, dort Erweiterung.

Es ist aber unter allen Umständen sittlich, persönliche Interessen selbstlos denen einer beliebigen Gemeinschaft unterzuordnen und zu opfern: denn es ist jedes *Wir* größer als das *Ich.*

Gemeinschaftsgefühl beruht auf praktischer *Objektivität.*

Ichgefühl beruht auf praktischer *Subjektivität.*

Die Ich-Perspektive des Egoismus ist eng, ist beschränkt — die Wir-Perspektive des Gemeinschaftsgefühles hat den weiten Horizont bewußter oder unbewußter *Weisheit.*

Was Weisheit im Erkennen, ist Liebe im Empfinden: Sprengung der subjektven Enge durch Größe des Geistes, durch Größe des Herzens.

Im Gemeinschaftsgefühl begegnet sich die Weisheit objektiver Weltbetrachtung mit dem Expansionsdrang einer reichen Seele: mit *Liebe.*

Im Mitgefühl wandelt sich das Ich zum *Du;*
im Gemeinschaftsgefühl weitet sich das Ich zum Wir.

Mitgefühl und Gemeinschaftsgefühl sprengen und überwinden beide den Egoismus durch *Einfühlung.*

5. Gerechtigkeit.

Wenn wir zwei gleichstarke Säulen nebeneinander stehen sehen, von denen die eine schwer belastet, die andere unbelastet ist — so fühlen wir uns in unserem *Gleichgewichtsgefühl* verletzt.

Wenn wir zwei gleichstarke Menschen miteinander gehen sehen, von denen der eine zwei schwere Lasten trägt, der andere nichts — so fühlen wir uns in unserem *Gerechtigkeitsgefühl* verletzt.

Gerechtigkeitsgefühl ist eine Spezialform des allgemeinen Gleichgewichtsgefühles.

Gerechtigkeit ist Gleichgewicht menschlicher Beziehungen.

Symmetrie ist mit Gleichgewicht und Gerechtigkeit verwandt: wie mich ungerechte Beziehungen verletzen, gerechte befriedigen, so stören mich unsymmetrische, erfreuen mich symmetrische Verhältnisse. Symmetrie und Gleichgewicht sind die Symbole der Gerechtigkeit, ihr Ausdruck die *Proportion.*

Der Gerechtigkeitssinn des Menschen ist bedingt durch den symmetrischen Aufbau seines Körpers und durch seinen angeborenen Gleichgewichtssinn. —

Jedes gerechte Verhältnis läßt sich als Proportion darstellen. Es gibt vielerlei Formeln, nach denen sich die gerechte Verteilung des Besitzes zweier Menschen richten kann, z. B.:

Besitz des A: Besitz des B = 1 : 1;
Besitz des A: Besitz des B = Bedürfnis des A: Bedürfnis des B;
Besitz des A: Besitz des B = Leistung des A: Leistung des B;
Besitz des A: Besitz des B = Mühe des A: Mühe des B;
Besitz des A: Besitz des B = persönlicher Wert des A: persönlicher Wert des B.

Diese Zusammenstellung (die sich beliebig erweitern ließe) ergibt den mathematischen Beweis für die *praktische Unmöglichkeit allseitiger Gerechtigkeit.* Denn, um eine Besitzverteilung zu er-

zielen, die nach allen oben angeführten Gesichtspunkten gerecht wäre, müßte sich folgende Formel verwirklichen lassen:

$$\frac{\text{Besitz d. A.}}{\text{Besitz d. B.}} = \frac{1}{1} = \frac{\text{Bedürfnis d. A.}}{\text{Bedürfnis d. B.}} = \frac{\text{Leistung d. A.}}{\text{Leistung d. B}} = \frac{\text{Mühe d. A.}}{\text{Mühe d. B}} = \frac{\text{Wert d. A.}}{\text{Wert d. B.}}$$

Da diese Bruchzahlen (Verhältnisse) immer verschieden sind, bedeutet ihre Gleichsetzung eine mathematische Unmöglichkeit.

Um dies praktisch zu illustrieren: die Gerechtigkeitsformel *„Allen das Gleiche!“* würde die Zuteilung der gleichen Tabakmenge an jeden Menschen fordern; diese Verteilung wäre aber nach der Formel *„Jedem nach seinem Bedürfnis!“* ungerecht, da Tabak für Raucher ein wertvolles Genußmittel repräsentiert, während er für den Nichtraucher wertlos ist.

Oder: es wäre von einem Gesichtspunkt gerecht, einen dummen Sohn reicher auszustatten, als einen weisen: als Ersatz und Entschädigung. Von einem anderen Gesichtspunkt wäre es gerechter, dem Weisen mehr zu hinterlassen, als dem Toren: weil der Wert des Besitzes dann in gerechterem Verhältnis stünde zum Wert des Besitzers.

Es gibt keine gerechten Zustände — es gibt nur gerechte Verhältnisse; es gibt keine absolute — *es gibt nur relative Gerechtigkeit.* Was nach einer Hinsicht gerecht ist, ist nach anderen Gesichtspunkten notwendig ungerecht.

Es gibt keine absolute, es gibt nur relative Symmetrie. nämlich in bezug auf eine bestimmte Symmetrale. Dieselbe Figur, die zu einer Achse symmetrisch ist, ist zu anderen Achsen unsymmetrisch. Wie die Symmetrie von der Symmetrale, so ist die Gerechtigkeit von der Gerechtigkeitsmaxime abhängig.

Alle Gerechtigkeit fordert: *„Jedem das Seine!“* Was unter „das Seine“ jeweils verstanden wird, überläßt sie der persönlichen Meinung: hier liegt das willkürliche, das ungerechte Element aller Gerechtigkeit. —

Wer gerecht sein will, ist gezwungen, sich für eine bestimmte Gerechtigkeitsmaxime zu entscheiden und diese dann gleichmäßig anzuwenden, unbeeinflußt von Ich-Beziehungen, ohne persönliche Bevorzugung und Benachteiligung. Die Wahl der Gerechtigkeitsmaxime muß frei sein von subjektiven Interessen, ebenso deren Anwendung: auch Gerechtigkeit wurzelt in *Selbstlosigkeit.*

Es ist nicht weiter verdienstlich, sondern selbstverständlich, wenn

2*

ich bei der Verteilung eines Gutes zwischen zwei Menschen, die mir gleich nahe oder gleich ferne stehen, gerecht bin: denn ich kann aus Mangel an einem zureichenden Grund keinen bevorzugen. Verdienstlich wird Gerechtigkeit erst, wenn sie Eigenes und Fremdes, Nahes und Fernes, Befreundetes und Feindliches mit dem gleichen Maße mißt, d. h., wenn sie den objektiven Standpunkt über den subjektiven stellt.

Gerechtigkeit ist Objektivität, Ungerechtigkeit Subjektivität; Gerechtigkeit wertet das Mein dem Dein gleich, dem Unser unter — Ungerechtigkeit wertet das Mein höher als das Dein, höher als das Unser. Dem Mitgefühl und Gemeinschaftsgefühl liegt Gerechtigkeit, dem Egoismus und der Rücksichtslosigkeit Ungerechtigkeit zugrunde. —

Gerechtigkeitssinn ist verwandt mit Gleichgewichtssinn, Ordnungssinn, Symmetriegefühl, Formensinn, Harmoniegefühl, Schönheitssinn: er ist ein *ästhetischer Instinkt.*

Gerechtigkeit ist eine Funktion der Harmonie, der *Schönheit.* —

Wie Grausamkeit Elemente des Mitgefühles, so enthält *Neid* Elemente der Gerechtigkeit. Der Neidische leidet unter jeder (vermeintlich ungerechten) Bevorzugung seiner Mitmenschen. Neid beruht auf Mangel an Liebeskraft, auf *Armut der Seele:* dem, der lieben kann, bietet jeder Gewinn des Mitmenschen einen Anlaß zur Mitfreude.

•

Wie Grausamkeit gehemmtes Mitleid, so ist *Neid gehemmte Mitfreude:* der Neidische ist unfähig, sich selbstlos in das Glück des Mitmenschen zu versenken, weil er vom Vergleich mit der eigenen Lage nicht loskommt; deshalb leidet er unter fremdem Glück, statt es mitzugenießen.

Es gibt auch *invertierten Neid:* so nenne ich den Schmerz darüber, daß man selbst mehr besitzt, als andere. Dieser invertierte Neid bildet die höchste Synthese von Mitgefühl und Gerechtigkeit. Wie der gewöhnliche Neid die selbstsüchtige Anwendung der Gerechtigkeit, so ist der invertierte Neid die selbstloseste Form der Gerechtigkeit, die viel Heilige bewogen hat, sich von ihrem Besitz zu trennen und in freiwilliger Armut zu leben.

Neid ist mit *Geiz* nah verwandt; sie beruhen beide auf dem gemeinsamen Grundphänomen der Habsucht. Der Neidische will alles nehmen, der Geizige nichts hergeben; *Neid ist unbefriedigter*

Geiz, Geiz befriedigter Neid; wer als Armer neidisch ist, wird als Reicher geizig: und umgekehrt. Geiz vergiftet die Seele des Reichen, Neid die Seele des Armen. Neid ist latenter Diebstahl; um effektiv zu werden, fehlt ihm nur Gelegenheit, Mut, Tatkraft. *Eifersucht* ist Sexualneid oder Sexualgeiz: Neid oder Geiz auf Lieben und Geliebtwerden. Nichts unterscheidet die Eifersucht der Hunde und Menschen von ihrem Futterneid als das Objekt, auf das sich ihre Habsucht richtet. —

Wie die *verteilende Gerechtigkeit* das menschliche *Nebeneinander,* so will die *vergeltende Gerechtigkeit* das menschliche *Nacheinander* ausgleichen.

Vergeltende Gerechtigkeit ist zeitliche Gerechtigkeit; ihr Abbild in der Natur ist der *Gegenstoß,* der an Stärke dem Stoß gleich ist. Diese Gleichheit von Stoß und Gegenstoß verhält sich zum Gleichgewicht der Wage wie Rhythmus zu Symmetrie, wie vergeltende zu verteilender Gerechtigkeit.

Alle verteilende Gerechtigkeit ist ein *Gleichgewichtsphänomen* und wurzelt in der harmonischen Weltordnung.

Alle vergeltende Gerechtigkeit ist ein *Reaktionsphänomen* und wurzelt in der rhythmischen Weltordnung. —

Rache und *Dankbarkeit* sind die Urgestalten vergeltender Gerechtigkeit. Rache ist verspätete Notwehr, Notwehr simultane Rache. Tiere sind dankbar und rachsüchtig.

Wie es invertierten Neid gibt, gibt es auch *invertierte Rache:* sie äußert sich in dem Willen, begangenes Unrecht freiwillig zu sühnen.

Wie Neid die subjektivierte Form verteilender Gerechtigkeit — so ist Rache die subjektivierte Form vergeltender Gerechtigkeit. Wo es keine Justiz gibt, ist Rache ein Akt der Gerechtigkeit; wo es eine objektive Justiz gibt, wird subjektive Rache ungerecht: denn *Strafe ist objektivierte Rache,* Belohnung objektivierte Dankbarkeit.

Auch der Ausdruck der vergeltenden Gerechtigkeit ist die Proportion; hier werden Schuld und Strafe, Lust und Leid auf Grund eines bestimmten feststehenden Schlüssels zueinander in ein Verhältnis gebracht. Die verschiedenen Vergeltungsschlüssel stehen zueinander im gleichen Widerspruch, wie die Verteilungsschlüssel. In der Wahl des Strafsatzes gibt es keine Gerechtigkeit: nur in dessen gleichmäßiger und proportionaler Anwendung.

Die *Strafe* als Form der Gerechtigkeit steht auf schwachen Füßen; denn sie geht einerseits aus von der Freiheit des Willens, die es nicht gibt; andererseits wird niemals der Täter selbst bestraft, sondern immer eine zeitlich andere, spätere Phase desselben: die Identität zwischen Verbrecher und Delinquenten ist partiell, ist bedingt. Deshalb liegt die hauptsächliche Bedeutung der Strafe nicht in der Gerechtigkeit, die sie zu wahren vorgibt, sondern darin, daß sie die Gesellschaft vor ihren Feinden, den Verbrechern, schützt. —

Die verteilende Gerechtigkeit fordert nicht bloß, daß ein Ausgleich zwischen Schuld und Strafe erfolgt — sie fordert auch einen *Ausgleich von Lust und Leid:* alles Leid soll durch Lust, alle Lust durch Leid kompensiert werden. Hier begegnen sich verteilende und vergeltende Gerechtigkeit in der idealen Forderung, daß auf jeden Menschen die gleiche Summe von Lust resp. Leid verteilt werde. Die Folge dieser Einstellung ist, daß Lust strafbar erscheint, Leid verdienstlich; daß nicht nur Bosheit Sühne (im Diesseits oder Jenseits) fordert, sondern auch Lust; daß nicht nur Tugend dereinst Belohnung findet, sondern auch Leid. Dieser Gedankengang, der *Lust zu Schuld, Leid zu Verdienst* stempelt, ist ein Grundpfeiler der asketischen Religionen.

Die Tragik alles Gerechtigkeitsstrebens liegt darin, daß es einen im Grunde hoffnungslosen Kampf gegen die *ungerecht fundierte Natur* darstellt. Denn Natur verteilt ihre Gaben ungerecht, läßt Gesunde neben Kranken, Genies neben Idioten, Schöne neben Häßlichen, Glückliche neben Unglücklichen leben; oft belohnt sie die Bösen, bestraft sie die Guten und ist unempfindlich gegen die menschliche Forderung nach verteilender und vergeltender Gerechtigkeit. Der Gerechte unterzieht sich der Sysiphusarbeit, die Natur selbst zu korrigieren; sein Streben ist edel, aber im Grunde hoffnungslos. Irdische Gerechtigkeit muß Bruchstück bleiben, weil die Welt auf ästhetischer, nicht auf ethischer Grundlage ruht; weil ihr Aufbau im ganzen harmonisch, im einzelnen aber ungerecht ist. —

Rechtlichkeit verzichtet auf das Postulat absoluter Gerechtigkeit. Ihr handelt es sich um die Aufrichtung eines *relativen* Gleichgewichtssystemes aus gerechten und ungerechten Elementen und dessen Aufrechterhaltung. Solche künstliche Gleichgewichtssysteme sind die Staaten, Gesellschaften, Vertragsverhältnisse.

Jede Auflehnung gegen das sogenannte *Recht,* das durch Objektivierung und Systematisierung gerechter und ungerechter Normen entsteht, gefährdet das soziale Gleichgewichtssystem.

Konservative Rechtlichkeit bekämpft jede Erschütterung des bestehenden, mühsam ausbalanzierten Gleichgewichtssystemes.

Revolutionäre Rechtlichkeit sucht an die Stelle eines unproportionierten oder labilen Gleichgewichtssystemes ein neues, proportionierteres oder stabileres zu setzen und zu diesem Zwecke das alte System umzustoßen: denn es gibt zwar kein gerechtes System, aber es gibt gerechtere und ungerechtere Systeme.

Evolutionäre Rechtlichkeit sucht, durch stetes Ausbalanzieren das bestehende System allmählich gerechter zu gestalten, ohne dabei dessen Gleichgewicht zu erschüttern.

Jeder *Vertrag* schafft ein künstliches Gleichgewichtssystem: verteilende Gerechtigkeit fordert gerechte Verträge, deren gegenseitige Rechte und Pflichten sich das Gleichgewicht halten; Rechtlichkeit fordert die Einhaltung geschlossener Verträge. —

6. Raum und Zeit in der Ethik.

Mit der Gerechtigkeit ist die soziale Moral, die unser Verhältnis zur Mitwelt fixiert, abgeschlossen. Den sozialen Tugenden gilt das Ich, unter Ausschaltung der Zeitdimension, als letzte, subjektivste Bewußtseinseinheit.

Wird jedoch die *Zeitdimension* berücksichtigt, so ergibt das Ich keine Einheit, sondern eine Vielheit, keinen Punkt, sondern eine Linie. Die individuelle Lebenslinie setzt sich zusammen aus unzähligen Ich-Punkten, deren Gesamtsumme erst das Dauer-Ich ergibt.

In der *Individualethik* verhalten sich die einzelnen Lebensphasen zueinander, wie in der Sozialethik die einzelnen Lebewesen. In der Individualethik bleibt die Vielheit der Wesen ebenso unberücksichtigt, wie in der Sozialethik die Vielheit der Lebensphasen. Ihr Gegenstand ist der geschlossene Zeit-Kosmos des individuellen Lebens, der sich aus ungezählten Phasen und Momenten, aus unzähligen Strecken und Punkten zusammensetzt.

Im Zeit-Kosmos des individuellen Lebens *entspricht der Gegenwartspunkt dem Ich* der Sozialethik, jeder vergangene oder künf-

tige Ich-Punkt entspricht einem Mitmenschen, Lebensstrecken entsprechen Menschengruppen, das Gesamtleben entspricht dem All. —

Diese Auffassung erfordert eine prinzipielle Stellungnahme zum *Zeitproblem.* Die Zeit ist nicht die vierte Dimension der Welt, sondern die erste. Es gibt nichts Ausgedehntes ohne Dauer; es gibt aber Dauerndes ohne Ausdehnung: *die Welt der Empfindungen.* Deshalb ist Zeit primär, Raum sekundär. Nur der dauerlose Punkt, nicht der zeitlich ausgedehnte Punkt ist dimensionslos. Der zeitlich ausgedehnte Punkt ist eindimensional (Dauer); die zeitlich ausgedehnte Linie ist zweidimensional (Dauer, Länge); die zeitlich ausgedehnte Fläche ist dreidimensional (Dauer, Länge, Breite); der zeitlich ausgedehnte Körper ist vierdimensional (Dauer, Länge, Breite, Tiefe). Eine Figur, die sechs Minuten lang auf eine Fläche projektiert wird, ist (zeitlich) doppelt so ausgedehnt wie eine (räumlich) kongruente Figur, die nur drei Minuten lang projektiert wird. —

Mein *Gegenwarts-Ich* ist der Schnittpunkt der Gegenwart mit dem Ich, des Jetzt mit dem Hier. Letzte subjektive Einheit ist das Gegenwarts-Ich, das Ich im Jetzt, der fixierte Ich-Punkt im Gegensatz zur schwankenden Ich-Linie des Lebens.

In der Raumdimension ist das *Ich* Subjekt;
in der Zeitdimension ist das *Jetzt* Subjekt;
in der Raumzeitdimension ist das *Ich-Jetzt* Subjekt.

Sozialethik behandelt das Nebeneinander der Menschen:
Individualethik behandelt das Nacheinander der Augenblicke.

Sozialethik fordert Gleichstellung des Ich mit dem Du, Unterordnung des Ich unter das Wir — Individualethik fordert Gleichstellung des Jetzt mit anderen Lebenspunkten, Unterordnung des Jetzt unter Lebensstrecken, des Augenblicks unter die Dauer.

Sozialethik fordert Einfühlung in die Nebenmenschen, Erweiterung des Ich zur Gemeinschaft, Gerechtigkeit gegen Menschen und Menschengruppen.

Individualethik fordert Einfühlung in vergangene und künftige Zustände, Erweiterung des Augenblicks-Ich zum Dauer-Ich, Gerechtigkeit gegen die eigene Vergangenheit und Zukunft.

Sozialethik überwindet den Raum —
Individualethik überwindet die Zeit.

Sozialethik ist *räumliche Objektivität.* Individualethik ist *zeitliche Objektivität.*

Was in der Sozialethik *Selbstlosigkeit,* ist in der Individualethik *Selbstbeherrschung:* dort überwindet das überindividuelle Selbst das individuelle, hier überwindet das dauernde Selbst das flüchtige.

Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung befreien den Menschen von der Herrschaft des Subjektiven und bilden so die Voraussetzung aller Sittlichkeit.

Folgende Tabelle zeigt die Beziehung von Räumlichem und Zeitlichem:

Raum	Zeit
Ausdehnung	Dauer
Unendlichkeit	Ewigkeit
Natur	Schicksal
Ich	Jetzt
Individuum	Augenblick
Mitmensch	Vergang., künftiger Lebenspunkt
Menschengruppe	Lebensphase
Welt	Leben
Sozialethik	Individualethik
Einfühlung	Erinnerung; Erwartung
Mitleid	Furcht
Mitfreude	Hoffnung
Grausamkeit	Wagemut
Selbstlosigkeit	Selbstbeherrschung
Liebe	Standhaftigkeit, Tapferkeit
Gemeinschaftsgefühl	Treue; Besonnenheit
Verteilende Gerechtigkeit	Vergeltende Gerechtigkeit
Rücksichtslosigkeit	Treulosigkeit; Zügellosigkeit
Demut	Geduld
Solipsismus	Solnunzismus
Egoismus	Untreue; Unbesonnenheit
Amor Dei	Amor Fati.

Diese Gegenüberstellung, die sich beliebig erweitern ließe, eröffnet weite Perspektiven. Sie gibt uns einen Fingerzeig für die Beziehung des Individuums zur Menschheit: wie die verschiedenen Augenblicke eines einzigen Lebens sich voneinander unterscheiden und dennoch im Grunde identisch sind — so sind alle Wesen trotz

ihrer individuellen Verschiedenheit im Grunde identisch. Die Zeit spaltet das Leben in vielerlei Augenblicke — der Raum spaltet Gott in vielerlei Wesen. Die Identität des Lebens ist ein Symbol für die Identität der Welt, für das tat-twam-asi. —

7. Besonnenheit.

Es gibt zwei individualethische Kardinaltugenden: Besonnenheit und Treue.

Besonnenheit betrifft das Verhältnis der Gegenwart zur *Zukunft*, *Treue* betrifft das Verhältnis der Gegenwart zur *Vergangenheit*. Besonnenheit und Treue haben nichts mit der Mitwelt zu tun: wir sind besonnen gegen unsere eigene Zukunft, treu gegen unsere eigene Vergangenheit.

Besonnenheit ist Einfühlung der Gegenwart in die Zukunft, Gemeinschaftsgefühl der Gegenwart mit der Zukunft, Gerechtigkeit der Gegenwart gegen die Zukunft.

Wurzel der Besonnenheit ist der irrationale Identitätsinstinkt, der uns trotz der Fülle der Augenblicke an die Identität des Lebensganzen zu glauben zwingt. Dieser Instinkt ist Voraussetzung jeder Selbsterhaltung: denn kein Augenblick könnte für sich selbst sorgen; jeder ist abhängig vom vorhergegangenen und Vorbereitung auf den kommenden. Im individualen Leben sind die einzelnen Augenblicke noch mehr auf gegenseitige Hilfe angewiesen, als im sozialen Leben die einzelnen Individuen.

Alle *Tiere* sind instinktiv besonnen; rüsten sich für ihre nähere oder fernere Zukunft. Viele unter ihnen sammeln im Sommer Vorräte an, um mit diesen ihr künftiges Winter-Ich zu ernähren.

Die Besonnenheit des Menschen kann bewußt oder unterbewußt, rational oder instinktiv sein.

Der Besonnene beherrscht seine jetztsüchtigen Affekte und Leidenschaften durch Erwägungen des Dauerinteresses. Er bringt seine Gegenwartsinteressen seinen Zukunftsinteressen zum Opfer, statt umgekehrt.

Zorn ist der extremste Fall der Unbesonnenheit: der Zornige verliert durch die Übermacht seines Augenblicks-Affektes jede Fühlung mit seiner Zukunft und Vergangenheit und jede Rücksicht auf sie. —

Lebensweisheit ist bewußte Besonnenheit; sie nimmt das Leben als Ganzes und handelt in jeder Lebenslage in dessen Gesamtinteresse. Hier beherrscht Vernunft Leidenschaften und Affekte, die Zukunftslinie beherrscht den Gegenwartspunkt, objektive Zwecke beherrschen subjektive Triebe.

Besonnenheit ist praktische Weisheit.
Besonnenheit ist praktische Objektivität,
Überwindung der subjektiven Jetzt-Perspektive durch die objektive Perspektive der Dauer. —

Furcht ist Mitleid mit künftigen Phasen des eigenen Ich: ist Vor-Leid;

Hoffnung ist Mitfreude mit künftigen Phasen des eigenen Ich: ist Vor-Freude.

Furcht und Hoffnung entstehen in völliger Analogie zu Mitleid und Mitfreude. Hier wie dort sind Phantasie und Nerven die Schlüssel zur Einfühlung in künftige oder fremde Zustände.

Grausamkeit findet ihr zeitliches Analogon im *Wagemut*, in der Freude an kommenden Gefahren. Wie Grausamkeit unvollständiges Mitleid, so ist *Wagemut unvollständige Furcht*. Die hemmenden Momente des Wagemutes entsprechen denen der Grausamkeit: Phantasielosigkeit oder Stumpfheit der Nerven; Irrealität oder Minimalität der erwarteten Gefahr. Dem lustbringenden Pseudoleid in Film, Tragödie, Roman entspricht die lustbringende Pseudo-Gefahr der meisten Sportgattungen. Schließlich kann Freude an der Gefahr, Wille zur Gefahr entstehen durch zeitweise Lähmung des individuellen Kontinuitätsinstinktes in Zorn, Rausch, Leidenschaft. Der sexuelle Wagemut, der auch furchtsame Tiere während ihrer Paarungszeit beseelt, entspricht der sexuellen Grausamkeit.

Mitleid : Mitfreude : Grausamkeit = Furcht : Hoffnung: Wagemut.

Furcht entspringt dem individualen Selbsterhaltungstrieb wie Mitleid dem sozialen; zarte Naturen pflegen furchtsam und mitleidig — robuste Naturen pflegen furchtlos und mitleidslos zu sein. Furchtlosigkeit beruht auf Stumpfheit der Phantasie und der Nerven: wer sich kommende Gefahren nicht vorstellen kann, wer nicht vorausempfinden kann, ist furchtlos.

Es besteht aber ein *gewaltiger Unterschied zwischen Furchtsamkeit und Feigheit, Furchtlosigkeit und Mut:* Weil Mut Überwindung der Furcht ist, *kann nur der Furchtsame mutig sein.* Ein

Furchtloser kann ebensowenig mutig sein, wie ein asexueller Mensch keusch. Damit er überwunden werden kann, muß ein Affekt erst vorhanden sein: der Keusche überwindet seine Sexualität höheren Werten zuliebe — während der Unkeusche von ihr überwunden wird; der Mutige überwindet seine Furcht höheren Werten zuliebe — während der Feige von ihr überwunden wird. Je sinnlicher ein Asket — desto höher ist seine Keuschheit; je furchtsamer ein Held — desto größer ist seine Tapferkeit. Der Frigide kommt nie in die Lage, seine Keuschheit, der Furchtlose kommt nie in die Lage, seine Tapferkeit zu erproben.

Mut ist eine *Funktion der Weltanschauung:* Mut beruht auf praktischem Glauben, Feigheit auf praktischer Skepsis. Ein Glaube, eine Idee, eine Pflicht, kann Feiglinge in Helden wandeln, während für den Skeptiker keine Veranlassung besteht, seine Furcht zu überwinden.

Tapferkeit überwindet den Affekt der Furcht durch Dauergedanken, Dauerziele, Dauergrundsätze — Feigheit beugt sich vor der Furcht, dem Affekt, dem Augenblick. Daher ist der Tapfere besonnen, der Feige unbesonnen. —

Wie nicht Furchtlosigkeit verdienstlich ist, sondern Tapferkeit — so ist nicht Leidenschaftslosigkeit verdienstlch, sondern Beherrschung der Leidenschaften: je stärker die Leidenschaft, desto größer die Selbstbeherrschung, desto größer das Verdienst. —

Wie Einfühlung, um effektiv zu werden, durch *Liebe* ergänzt werden muß — so bedarf das Kontinuitätsgefühl der Ergänzung durch *Tapferkeit* und *Tatkraft.* Diese beiden Äußerungen der Lebensintensität geben dem Menschen die Kraft, seine besonnenen Absichten den Widerständen des Augenblickes (Furcht, Leidenschaft, Zorn, Laune, Trägheit, Gewohnheit etc.) zum Trotz durchzuführen.

Tatkraft und Tapferkeit sind, wie die Liebe, *Vitalitätsphänomene;* sie beruhen auf intensiver Vitalität, wie Liebe auf extensiver Lebenssteigerung; so bilden sie das zeitliche Korrelat der Liebe. —

Mäßigkeit und Nüchternheit, Sparsamkeit, Fleiß und Gleichmut sind Konsequenzen der Besonnenheit.

Unser Bestreben, künftiges Glück vorzubereiten, drohendes Unglück abzuwenden, ist nicht verdienstvoll, sondern selbstverständlich: verdienstlich wird Besonnenheit erst dann, wenn im Kampfe

zwischen Motiven des augenblicklichen Vorteiles und des Dauerwohles unsere Selbstbeherrschung über alle Gegenwartsimpulse und -hemmungen siegt. —

8. Treue.

Treue ist invertierte Besonnenheit. Wie Besonnenheit Anwalt unserer Zukunft, so ist Treue Anwalt unserer Vergangenheit, der sie vor den Übergriffen der starren, lebendigen Gegenwart schützt.

Auch Treue entspringt der linearen Lebensperspektive; auch sie stemmt sich gegen die Augenblicksperspektive und deren Bundesgenossen: Affekte und Leidenschaften.

Der Egoist verleugnet seine Mitwelt;
der Unbesonnene verleugnet seine Zukunft;
der Untreue verleugnet seine Vergangenheit.

Treue beruht auf Einfühlung der Gegenwart in die Vergangenheit; auf Gemeinschaftsgefühl der Gegenwart mit der Vergangenheit; auf Gerechtigkeit der Gegenwart gegen die Vergangenheit.

Viele Tiere sind Muster der Treue: Hunde, Inséparables.

Treue beruht auf dem Bewußtsein der Kontinuität und Identität des vergangenen Ich mit dem gegenwärtigen: auf Stabilität und Konstanz des Fühlens, Wollens, Glaubens.

Treue ist *effektives Gedächtnis* (pflicht*treu*, pflicht*vergessen*); Untreue ist praktische Vergeßlichkeit.

Gedächtnis : Treue = Phantasie : Besonnenheit.
Mitgefühl : Nachahmung = Treue : Gewohnheit.

Treue des Gefühles ist Unwandelbarkeit des Gefühles den schwankenden und zermürbenden Einflüssen der Zeit gegenüber: treue Liebe, treuer Haß; treue Dankbarkeit, treue Rache, treue Achtung, treue Verachtung.

Treue des Willens ist Unwandelbarkeit der Willenseinstellung durch die Zeit: Treue gegen einen Vorsatz, ein Gelübde, einen Vertrag, eine Pflicht.

Es gibt viele Kombinationen von Gefühls- und Willenstreue, weil es viele Kombinationen von Gefühlen und Verpflichtungen gibt. Zu dieser kombinierten Treue gehören Gattentreue, Freundestreue, Vasallentreue.

Überzeugungstreue beruht auf unwandelbarem Festhalten an einem Glauben, einer Gesinnung, gegenüber den zermürbenden und

verändernden Einwirkungen der Zeit. Untreu ist ein Glaube, den jeder Einwand, jeder fremde Zweifel erschüttern kann.

Jede Treue ist Treue gegen sich selbst, gegen die eigene Vergangenheit. Anderen gegenüber können wir nur indirekt treu sein: durch Erhaltung und Einhaltung von Beziehungen und Verpflichtungen, die wir einst eingegangen waren; diese Treue ist Treue gegen den eigenen, vergangenen Vorsatz.

Treue, die in psychischer Trägheit wurzelt, ist nicht verdienstlich; erst wenn sie in Konflikt mit Affekten gerät und über diese durch *Selbstbeherrschung* siegt, wird sie verdienstlich.

Standhaftigkeit ist invertierte Tapferkeit; sie ist nötig, um die Widerstände zu überwinden, die Gegenwart dem vergangenen Wollen entgegensetzt. Standhaftigkeit ist Stabilität des Willens.

Standhaftigkeit : Treue = Tapferkeit : Besonnenheit.

Dem Mitgefühl entspricht in der Richtung der individuellen Vergangenheit das Gedächtnis vergangener Leiden und Freuden. Dem Mitgefühl analog kann die Erinnerung an überstandene Leiden Unlust auslösen oder Lust (Mitleid oder Grausamkeit), die Erinnerung an vergangene Freuden Lust oder Unlust (Mitfreude oder Neid).

Menschen, die der Mitfreude (Nachfreude) an vergangenen Freuden fähig sind, richten sich in Zeiten des Unglücks auf an den Erinnerungsbildern einer schöneren Vergangenheit; während andere bei der Erinnerung an bessere Zeiten doppelt leiden: aus Neid auf ihre eigene, unwiederbringliche Vergangenheit. Auch hier beruht Mitfreude auf vollkommener Einfühlung in verflossene Zeiten, Neid auf unvollkommener Einfühlung, die gehemmt wird durch das unbefriedigende Ergebnis des Vergleiches mit der Gegenwart.

Bei Neid und Schadenfreude mit der individuellen Vergangenheit überwiegt die subjektive Gegenwartsperspektive; bei Mitfreude und Mitleid die objektive Ewigkeitsperspektive.

Treue beruht auf *Objektivität:* auf objektiver Gleichwertung vergangener und gegenwärtiger Lebenspunkte, auf Überwindung der (zeitlich) subjektiven Gegenwartsperspektive durch die objektive Dauerperspektive.

Einförmige, schlichte Charaktere neigen zur Treue; die Kontinuität, Identität und Stabilität ihres Seelenlebens ist ausgesprochener als bei komplexen und komplizierten Individuen. In der Regel sind *Einseelenmenschen treu, Mehrseelenmenschen untreu:* bei den

Seelenwanderungen, die sie bei Lebzeiten durchleben, streifen sie oft vergangene Gefühle, Verpflichtungen, Anschauungen ab. Je vielfältiger und wandelbarer also die Seele eines Menschen, desto stärker ist sein Hang zur Untreue.

Wie Mitgefühl und Gemeinschaftsgefühl die Enge der Persönlichkeit sprengen, so öffnet Besonnenheit dem Menschen die Tore der Zukunft, Treue die Tore der Vergangenheit: sie führen ihn heraus aus der Diktatur des Augenblickes in ein Reich empirischer Freiheit; denn sie allein geben ihm die Möglichket, aus den zerstreuten Augenblcken ein Lebensganzes zusammenzufassen und es seinen Idealen entsprechend auszugestalten.

Wie Phantasie und Gedächtnis in der Theorie, so erschließen uns Besonnenheit und Treue in der Praxis unsere Zukunft und Vergangenheit. —

9. Keuschheit.

Nachkommen und Vorfahren sind Mitmenschen, die uns verwandtschaftlich besonders nahestehen — zugleich aber repräsentieren sie künftige und vergangene Phasen unserer eigenen Persönlichkeit, also unsere Fortsetzungen und Voraussetzungen jenseits des persönlichen Lebens.

Stammesethik ist ein Spezialfall der Sozialethik und gleichzeitig eine Erweiterung der Individualethik über die Grenzen von Tod und Geburt:

Keuschheit ist Besonnenheit höheren Grades, Pietät ist Treue höheren Grades. —

Im Mittelpunkt der Sexualethik steht der *Geschlechtstrieb.* In der Welt der Empfindung ist Sexualität eine der Hauptquellen zur Steigerung der Lust — in der Welt der Erscheinung ist Sexualität das Mittel zur Erhaltung und Züchtung der Gattung.

Unkeuschheit beruht auf *subjektiver,* Keuschheit auf *objektiver* Einstellung zur eigenen Sexualität.

Der Unkeusche betrachtet sich als absoluter Herr seiner Sexualität, über die er verfügen, die er verschwenden, verkaufen, verwüsten darf, wie es ihm beliebt.

Der Keusche betrachtet seine Sexualität als Fideikomiß: Eigentümer ist sein Stamm, er selbst nur deren Nutznießer und seiner Nachkommenschaft verantwortlich für die Art, wie er mit diesem heiligsten Familiengute gewirtschaftet hat.

Der Unkeusche betrachtet den Geschlechtstrieb subjektiv, als Mittel zur Lust — der Keusche betrachtet den Geschlechtstrieb objektiv, als Mittel zur Fortpflanzung, als Brücke über den Tod, als Weg in die Zukunft des Menschengeschlechtes.

Wie Mit- und Gemeinschaftsgefühle Anwälte der Mitwelt, Besonnenheit und Treue Anwälte der Zukunft und Vergangenheit in uns sind: so vertritt Keuschheit die Nachkommen, Pietät die Vorfahren gegen Übergriffe des eigenen Egoismus.

Keuschheit ist Mitgefühl mit den Nachkommen, Gemeinschaftsgefühl mit der Nachkommenschaft und Gerechtigkeit gegen sie; gleichzeitig aber überindividuelle Besonnenheit: denn das Stammesinteresse verhält sich zum Eigeninteresse, wie Dauerinteressen zu Augenblicksinteressen.

Die Neigung zur Keuschheit ist die *regulative Komponente des Geschlechtstriebes:* sie schützt die Qualität der Nachkommenschaft.

Keuschheit fordert partielle Sexualabstinenz im Rasseninteresse. *Keuschheit limitiert Sexualität;* jede Limitation aber ist partielle Negation: daher der scheinbare Widerspruch zwischen Geschlechtigkeit und Keuschheit, während in Wahrheit Keuschheit ein integrierendes Element aller gesunden Sexualität ist.

In der *Tierwelt* äußert sich instinktive Keuschheit in der Beschränkung der Sexualbetätigung auf gewisse Jahreszeiten und Lebensalter, sowie in der relativen Seltenheit sexueller Anomalien: diese quantitative und qualitative Einschränkung der Sexualität fördert die Entwicklung der Tierrassen.

Da sich das Menschenleben auf einer höheren Bewußtseinsebene abspielt als das Tierleben, gibt es dort neben der instinktiven, triebhaften Keuschheit eine bewußte, zweckhafte, — neben natürlichen Hemmungen künstliche Normen. Alle diese Normen verfolgen den gleichen Zweck wie die Keuschheitsinstinkte: *Schutz der kommenden Generationen vor der sexuellen Rücksichtslosigkeit der gegenwärtigen.*

Diese natürliche Tendenz zur Einschränkung der Sexualität wurde zeitweise übertrieben zur Forderung *totaler Sexualabstinenz:* in der Negation sah man die Vollendung der Limitation, in der Aufhebung den Gipfel der Einschränkung.

Vom Standpunkt einer Weltanschauung aus, die pessimistisch und eudämonistisch zugleich ist, erscheint Zeugen sozialethisch

als Gipfel der Rücksichtslosigkeit, individualethisch als Gipfel der Unbesonnenheit: denn einem flüchtigen persönlichen Genuß zuliebe verdammt der Zeugende ungezählte Menschen, die zugleich Phasen seiner überindividuellen Zukunft sind, zur Hölle des Daseins. Nichts also scheint sittlicher, als durch das schwere Opfer absoluter Keuschheit der präsumptiven Nachkommenschaft das Elend des Daseins zu ersparen und so mitzuwirken an der Liquiderung des irdischen Jammertales. Dieser durchaus logische Schluß gilt nicht für optimistische, nicht für heroische Weltanschauungen: wem Leben wertvoll erscheint, für den gilt Zeugen gesunder Nachkommen als Pflicht, ja sogar als Verdienst, wenn es mit subjektiven Opfern verbunden ist.

Verdienstlich ist Keuschheit, durch die Elemente der *Selbstlosigkeit* und *Selbstbeherrschung,* deren Ergebnis sie ist; je größer ihre Selbstlosigkeit, desto höher ihr sozialethisches Verdienst — je größer ihre Selbstbeherrschung, desto höher ist individualethisches Verdienst.

Freiwillige absolute Keuschheit ist (ohne Rücksicht auf die Bewertung ihrer objektiven Sittlichkeit) unter allen Umständen verdienstlich: denn immer ist sie ein Symptom größter Selbstbeherrschung, zumeist in Verbindung mit höchster Selbstlosigkeit — wenn sie höheren Idealen, objektiveren Werten zuliebe geübt wird. Weil der Geschlechtstrieb der stärkste Trieb ist, erfordert dessen Überwindung höchste Willenskraft, höchste Sittlichkeit.

Nicht bloß die pessimistische Weltanschauung hat die Sexualität ethisch in Verruf gebracht — sondern auch die *generelle Eifersucht* der Menschen. Denn, wie es neben dem speziellen Neid einen generellen gibt, der seinen Haß gegen alles richtet, was reich, groß, schön, stark und glücklich ist — so gibt es neben der speziellen Eifersucht eine generelle, die sich ganz allgemein gegen jede fremde Sexualität kehrt. Wie die Träger jenes generellen Neides, die jeden persönlichen Vorzug in Schuld umlügen möchten, unter den Unglücklichen, Unterdrückten, Armen, Schwachen und Krüppeln zu finden sind, — so sind die Träger der generellen Eifersucht, die alle Sexualität verpönt und am liebsten verbieten möchte, Menschen, die selbst in eroticis darben: zölibatäre Priester, alte Jungfern, Greise, häßliche und verkrüppelte Menschen. Die Verfehmung der Sexualität ist zum Hauptteil auf diese Träger des Sexualneides zurückzuführen, die

seit Jahrtausenden einen entscheidenden Anteil nehmen an der Bestimmung der ethischen und gesellschaftlichen Werte.

Neben dem Sexualneid, der Eifersucht, gibt es auch *sexuelle Mitfreude* — die aber im selben Verhältnis seltener ist, als der Neid. —

Es ist terminologisch unberechtigt, aber logisch berechtigt, den ganzen Komplex sittlicher Neigungen, die sich auf das Wohl kommender Generationen richten, in den *erweiterten Begriff der Keuschheit* einzubeziehen, auch da, wo sie mit der Sexualität nichts zu tun haben. Diese *„erweiterte Keuschheit“* beruht auf objektiver Einstellung zur Nachwelt; sexuelle Keuschheit bildet dann einen Spezialfall der erweiterten.

Unter diesen Begriff der erweiterten Keuschheit fällt, im unmittelbaren Anschluß an Zeugung und Geburt, die Sorge der Eltern um Aufzucht und Wohlergehen der Kinder (Jungen) bei Menschen und Tieren.

Unter die gleiche Tugend fällt der Wille, für die Kinder zu sparen, statt das eigene Geld für die eigenen Bedürfnisse zu verbrauchen; ebenso die persönlichen Opfer, die der Erziehung der Kinder gebracht werden.

Sorge und Liebe für die eigene Nachkommenschaft findet ihre Steigerung und Ergänzung in der *Sorge und Liebe für kommende Generationen.* Daher ist es sittlich, wenn ein Staatsmann seiner eigenen Generation Opfer auferlegt, deren Früchte künftige Generationen ernten werden; verdienstlich ist es, wenn er selbst jene Opfer mitträgt.

Ein Landwirt, der sät, um im kommenden Jahre zu ernten, handelt sittlich im Sinne der Individualethik, weil seinem Tun die Kontinuität des gegenwärtgen und künftigen Ich zugrunde liegt; ein Forstwirt, der Bäume einsetzt, die erst seine Enkel fällen können, handelt sittlich im Sinne der Stammesethik, weil seinem Tun die Kontinuität der gegenwärtigen und künftigen Generation zugrunde liegt.

Sittlich im Sinne der erweiterten Keuschheit handelt auch ein Gelehrter oder Denker, der auf persönlichen Lebensgenuß verzichtet, um die Menschheit der Zukunft dadurch glücklicher und vollkommener zu machen.

In diesem weitesten Sinne keusch ist jeder, der sein Leben und seine Generation als flüchtigen Punkt behandelt, gemessen an der

Linie kommender Geschlechter; und dessen Blicke gerichtet sind auf das Wohl jener überindividuellen Folge von Existenzen, nicht auf deren individuelles Einzelglied, das er zufällig sein Ich nennt. —

10. Pietät.

Pietät ist invertierte Keuschheit: wie Keuschheit nach der Zukunft, so ist Pietät nach der Vergangenheit orientiert; wie Keuschheit in der Liebe zu den Nachkommen, so wurzelt Pietät in der Liebe zu den Vorfahren.

Pietät ist Treue höheren Grades: wie Treue die individuelle Vergangenheit vor der Rücksichtslosigkeit der Gegenwart — so schützt Pietät die vergangenen Generationen vor der Rücksichtslosigkeit der gegenwärtigen.

Besonnenheit : Treue = Keuschheit : Pietät.

Drei Größen dieser Gleichung sind uns bekannt — die vierte, unbekannte, läßt sich aus ihnen erschließen. —

In der Pietät zieht der Mensch die praktische Konsequenz aus der objektiven Erkenntnis, unser Leben sei nur vorläufiges Endglied einer Lebenskette, der alles Einzeldasein ebenso untergeordnet ist, wie der Augenblick unter die Dauer, das Individuum unter die Gemeinschaft.

Pietätlosigkeit gründet sich auf die subjektive Anschauung, unser Leben schwebe selbständig in der Zeit, wie das Jetzt des Treulosen, das Ich des Egoisten.

Pietät ist Mitgefühl und Gemeinschaftsgefühl mit, ist Gerechtigkeit und Treue gegen die Vorfahren; Pietätlosigkeit beruht auf Rücksichtslosigkeit, Ungerechtigkeit und Untreue gegen sie.

Pietät ist Objektivität gegen die Vorfahren, Pietätlosigkeit Subjektivität.

Pietät bezieht sich auf Menschen, die irgendwie unserer Vergangenheit angehören, die im wörtlichen oder übertragenen Sinn für uns tot sind: auf Eltern und Ahnen, Lehrer und Erzieher, Greise und Verstorbene; auf die Vergangenheit unserer Familie, unseres Volkes, der Menschheit.

Da wir nicht wissen, ob und wie wir Toten helfen können, beschränkt sich unsere Pietät ihnen gegenüber auf Gefühle und deren Ausdruck; während sich Pietät gegen Lebende in Taten gesteigerter Liebe auswirkt.

3*

Pietät tritt gewöhnlich auf in Verbindung mit Familiensinn, Dankbarkeit, Treue; in diesen Komplexen begegnen wir ihr auch bei Tieren.

Pietät läßt sich zurückführen auf eine Art überindividuellen Stammesgedächtnisses: wie Treue ist auch Pietät ein Zeichen von Rasse, von Inzucht. In Europa wird Pietät am stärktsen gepflegt in dessen Inzuchtkasten: dem Erbadel und dem Judentum. China, das älteste Kulturland, ist das pietätvollste, Amerika, das jüngste Kulturland, das pietätloseste der Erde. Je größer die Ähnlichkeit der Ahnen untereinander, desto größer ihre Ähnlichkeit mit den Enkeln, desto ausgeprägter der Familien- resp. Rassentypus — desto stärker also auch das Identitätsgefühl mit den Vorfahren: Pietät.

Da pietätvolles Handeln nicht auf Reziprozität rechnen kann, pflegt es selbstlos und daher verdienstlich zu sein. —

Pietät ist Treue über den Tod hinaus — wie Keuschheit Besonnenheit über den Tod hinaus. Erweiterte Keuschheit und Pietät überwinden die Diktatur des Todes, wie Besonnenheit und Treue die Diktatur des Augenblickes, Mit- und Gemeinschaftsgefühl die Diktatur des Ich. —

11. Wahrheitsliebe.

Wahrheitsdrang und *Wahrhaftigkeit* sind die beiden Hauptformen der Wahrheitsliebe.

Wahrheitsdrang strebt nach Gerechtigkeit im Erkennen:

Wahrhaftigkeit strebt nach Gerechtigkeit der Wiedergabe.

Wie Symmetrie geometrisches Symbol der Gerechtigkeit, ist *Kongruenz* geometrisches Symbol der Wahrheit. Irrtum beruht auf Inkongruenz zwischen Sein und Erkennen, Lüge beruht auf Inkongruenz zwischen Erkennen und Widergeben. Irrtum und Lüge entstehen durch *geistiges Schielen.*

Selbstbetrug und Lüge ruhen auf egozentrischer subjektiver Grundlage: sie sehen in Dingen und Menschen nur Mittel. Wahrheitsliebe beruht auf Selbstlosigkeit, Selbstentäußerung: sie verlegt das Schwergewicht vom Subjektiven auf das Objektive, vom Ich auf die Dinge; ihr ist alles Dasein Selbstzweck. Ein restlos objektives Wesen wäre weder eines Irrtums fähig, noch einer Lüge. —

Wahrheitsdrang bekämpft allen Irrtum, allen Schein. Seine primitivste Form ist die *Neugierde,* die allen Tieren eigen ist.

Neugierde ist eine Funktion des Selbsterhaltungstriebes: ein Tier, das in ein fremdes Milieu kommt, sucht dieses so genau wie möglich zu erforschen, um dessen Vorteile und Gefahren kennen zu lernen und dementsprechend sein Handeln einzurichten. Diese subjektive Neugierde steigert und läutert sich zum objektiven Wissens-, Erkenntnis- und Wahrheitsdrang des Menschen.

Wahrheitsdrang ist objektivierte Neugierde: ihr gilt Erkenntnis nicht als Mittel, sondern als Ziel. Hauptgegner des Wahrheitsdranges sind: Trägheit, Feigheit, Eitelkeit. Man verschließt sich einer Wahrheit entweder, um sich die Mühe ihrer Erforschung zu sparen; oder aus Furcht vor ihren Konsequenzen; oder, weil ihre Erkenntnis die Eitelkeit verletzen würde. —

Wahrhaftigkeit bekämpft die *Lüge.* Lügen heißt, Erkanntes oder Empfundenes subjektiv verfälscht widerzugeben.

Tiere sind im allgemeinen wahrhaft: mit den ihnen zu Gebote stehenden Ausdrucksmitteln geben sie gewöhnlich ihre Gefühle unverfälscht wieder.

Die Wahrhaftigkeit der Tiere, Kinder und Narren beruht auf ihrer *Einfalt.* Oft ist Wahrhaftigkeit in Denkfaulheit und Phantasielosigkeit begründet. So wenig, wie der Einäugige schielen, könnte der vollkommen Einfältige lügen. Lüge setzt Vielfalt des Wesens voraus.

Es ist einfacher und bequemer, die Wahrheit zu sagen, als Lügen zu erfinden. Wie jede Ungerechtigkeit, muß, unter normalen Menschen, auch jede Lüge einen zureichenden Grund haben. In den meisten Fällen ist dieser zureichende Grund subjektiver Natur: Habsucht, Feigheit, Trägheit, Eitelkeit.

Es gibt Lügen in Worten, Handlungen, Unterlassungen; es gibt Lügen über die erste, zweite und dritte Person, über Ereignisse und Dinge. Solche Gestalten der Lüge sind: Heuchelei, Falschheit, Verstellung; ungerechte Beschuldigungen und Vorwürfe, Beschönigungen, Übertreibungen und Verdrehungen, Prahlereien und Schmeicheleien, Verleumdungen und falsche Versprechungen, Betrug und Meineid. —

Freimut ist eine Synthese von Wahrheitsdrang und Wahrhaftigkeit; ist das Bedürfnis, als wahr Erkanntes wahrheitsgemäß zu bekennen.

Freimut: Geschwätzigkeit = Wahrheitsdrang: Neugierde. Geschwätzigkeit und Neugierde sind subjektiv-unkritisch, Freimut und Wahrheitsdrang sind objektiv-kritisch.

Freimut ist eine Spezialform der Freigebigkeit; statt sein Gut: die erkannte Wahrheit, für sich zu behalten, will es der Freimütige anderen mitteilen. Es ist geizig, eine Wahrheit grundlos zu verschweigen. —

Aller Irrtum, alle Lüge trennt die Menschen, umgibt sie mit divergierenden Vorstellungswelten und schafft so Verwirrung und Mißtrauen.

Wahrheit eint und verbindet; zerstört die Schranken, die Irrtum und Lüge zwischen den Menschen errichtet haben: denn es gibt unzählige Scheinwelten, aber nur eine einzige, wirkliche, gemeinsame Welt, die uns alle verbindet.

Die Menschen sind ebenso einsam, wie verlogen. In jedem Menschen lebt jedoch eine geheime Sehnsucht nach restloser Aufrichtigkeit und die Hoffnung auf Entsühnung durch die Wahrheit. Dieser Sehnsucht und Hoffnung kommt die Institution der Beichte entgegen. —

Durch die Verwandtschaft von Lüge und Feigheit (Schwäche, Ohnmacht, Unfreiheit), Aufrichtigkeit und Tapferkeit (Stärke, Macht, Freiheit) wird *Aufrichtigkeit schön, Verlogenheit häßlich.*

Voraussetzung aller Wahrheitsliebe ist gerechte Einfühlung in Menschen und Dinge.

Es ist an sich zwar sittlich, aber noch nicht verdienstlich, nach Wahrheit zu streben und die Wahrheit zu sagen. Erst wenn sich die Wahrheitsliebe unter individuellen Opfern durchsetzt und zu einem Akt der Selbstlosigkeit oder Selbstbeherrschung wird — tritt zu ihrer Sittlichkeit die Verdienstlichkeit. —

12. Demut.

Demut ist objektive Einschätzung des eigenen Wertes; Hochmut, Selbstüberhebung ist subjektive Überschätzung des eigenen Wertes

Demut beruht auf einer äußersten Erweiterung des Gemeinschaftsgefühles zum Weltgefühl. Aus dem Vergleich, den wir zwischen unserer Individualität und dem Weltganzen (Gott, Kosmos) ziehen, ergibt sich die demütige Erkenntnis eigener Nichtigkeit. *Alle Religiosität wurzelt in Demut.*

Gott und Frömmigkeit sind korrelative Begriffe: von unserer Auffassung Gottes hängt die Art unserer Frömmigkeit ab.

Wird zwischen Gott und der sichtbaren Welt ein Gegensatz konstruiert, so wird die entsprechende Frömmigkeit lebensverneinend, asketisch; wird Gott mit dem Kosmos identifiziert, so ist die Konsequenz lebensfreudige, lebensbejahende Frömmigkeit.

Urphänomen der Frömmigkeit und Demut ist das Staunen; Quelle aller Gottlosigkeit ist der Hochmut (Hybris). Über Theismus oder Atheismus entscheidet letzten Endes der Wille, nicht der Intellekt: *Demut setzt Götter ein, Hochmut schafft sie ab.* —

Es gibt eine Demut gegen Gott, gegen die Natur, gegen Menschen, Ideen, Pflichten, Aufgaben.

Demütig gegen eine Idee, ein Werk, eine Aufgabe ist jeder wahre Künstler, Gelehrte, Arbeiter — überhaupt jeder, der sich freiwillig seinem Beruf unterordnet. Jede Anerkennung einer Pflicht beruht auf Demut. Jede Anerkennung fremden Wertes beruht auf Demut. Alle Sachlichkeit beruht auf Demut und Wahrheitsliebe.

Die Ergänzung der Demut bildet das *Selbstbewußtsein:* wie Demut auf der Erkenntnis eigenen (absoluten) Unwertes — so beruht Selbstbewußtsein auf der Erkenntnis des (relativen) Eigenwertes. Dieses Selbstbewußtsein ist nur dann sittlich, wenn es in objektiver *Selbsterkenntnis* und objektiver *Selbstkritik* begründet ist.

Bescheidenheit ist formale Demut; sie verhält sich zur Demut, wie Höflichkeit zur Liebe.

Toleranz beruht auf Demut, Fanatismus auf Hochmut gegen fremde Meinungen. Der Tolerante hält es stets für möglich, daß er selbst im Irrtum, der Gegner im Recht ist; während der Fanatiker überzeugt ist, daß seine Meinung, und *nur* die seine, richtig ist, alle anderen irrig. —

Geduld ist die Zeitform der Demut.

Schicksal ist die Zeitform der Natur.

Der demütigen Ergebung in Gott entspricht die geduldige Ergebung in das Schicksal, der Liebe zu Gott die Liebe zum Schicksal (amor fati).

Demut und Geduld sind nicht auf die Menschen beschränkt: es gibt demütige und geduldige Tiere.

Demut erfordert Selbstlosigkeit, Geduld Selbstbeherrschung. Alle Selbstlosigkeit beruht letzten Endes auf Demut, alle Selbstbeherr-

schung auf Geduld. So ist Demut die Tugend, die allen übrigen zugrunde liegt. Nur Demut kann uns veranlassen, unsere eigenen flüchtigen Interessen, Bedürfnisse und Wünsche höheren, allgemeineren, dauernden, kurz: objektiveren unterzuordnen; während der Hochmütige kein Gebot anerkennt, das ihn bindet, kein Wohl, das höher steht als sein eigenes, keinen Wert, außer sein Ich.

Mitgefühl beruht auf Demut gegen den Mitmenschen;

Gemeinschaftsgefühl beruht auf Demut gegen Menschengruppen;

Gerechtigkeit beruht auf Demut gegen die Menschen und Dinge, zwischen denen und über die wir urteilen und richten;

Besonnenheit beruht auf Demut gegen die Zukunft;

Treue beruht auf Demut gegen die Vergangenheit;

Keuschheit beruht auf Demut gegen die Nachkommen;

Pietät beruht auf Demut gegen die Vorfahren;

Wahrhaftigkeit beruht auf Demut gegen alles, was wir erkennen und widergeben wollen. —

In der Demut liegt *Weisheit* und *Wahrheit;* im Hochmut kurzsichtige *Beschränktheit* und *Irrtum.* —

III. Das Grundprinzip der Moral.

1. Ergebnisse.

Die Analyse der Tugenden ergibt folgende Resultate:

I. Die sogenannten *sittlichen Neigungen* (Tugenden) *entspringen* wesentlich *gleichartigen Quellen wie die unsittlichen* und sittlich indifferenten (dem Willen zum Leben, zum Wirken, zur Fortpflanzung etc.).

II. *Sittliche und unsittliche Neigungen* sind häufig nahe miteinander *verwandte Erscheinungsformen identischer Grundneigungen* (Mitleid — Grausamkeit; Gerechtigkeit — Neid; Dankbarkeit — Rache; Keuschheit — Ausschweifung etc.).

III. Alle *sittlichen Neigungen* lassen sich auf *natürliche Instinkte zurückführen* (Selbsterhaltungstrieb, Gattungstrieb, Geselligkeitstrieb, Gleichgewichtssinn, Phantasie, Gedächtnis, hygienischer Instinkt etc.).

IV. *Alle sittlichen Neigungen* lassen sich in mehr oder minder entwickelter Form auch *in der Tierwelt nachweisen,* jedoch ohne jede Wertbetonung. Die *Tugenden sind tierischen, ihre Bewertung menschlichen Ursprunges.*

V. Es besteht eine unleugbare *Familienähnlichkeit zwischen allen sittlichen Neigungen und Handlungen,* die auf ein gemeinsames Element aller Sittlichkeit schließen läßt.

2. Objektivität als Grundprinzip der Moral.

Das gemeinsame Element aller Sittlichkeit ist Objektivität.

Sittlich ist die objektive Einstellung zur raum-zeitlichen Umwelt, unsittlich die subjektive Einstellung.

Sittlich ist die *Vogelperspektive,* die über dem Ich, Du, Er, Jetzt, Später und Früher schwebt und dem Handeln objektiv wertvolle Bahnen weist. Unsittlich ist die *Froschperspektive,* die alle Welt vom Ich-, alle Zeit vom Jetzt-Standpunkt aus wertet und das Handeln auf das eigene, momentane Glück richtet.

Alle Unsittlichkeit ist egocentrisch und nuncentrisch; ist die praktische Folge des *Solipsismus* und *Solnuncismus.* Sie geht von der These aus: „Nur ich bin wirklich; meine Mitwelt ist mein Phantasieprodukt, ein Schatten, dessen Wert bloß davon abhängt, ob er zur Förderung oder Minderung meines Eigenwohles dient. Nur das Jetzt ist wirklich; die Zukunft ist das irreale Produkt meiner Phantasie, die Vergangenheit das meines Gedächtnisses."

Dem *Unsittlichen stehen Ich und Jetzt im Zentrum der Welt,* dem Sittlichen in deren Peripherie; für diesen gibt es kein objektives Welt- und Zeitzentrum (es sei denn, daß er Gott als solches betrachtet).

Sittlichkeit ordnet das Ich dem Du gleich, dem Wir unter; das Jetzt dem Später und Früher gleich, dem Immer unter; sie betrachtet das Ich als beliebigen Punkt einer Fläche, das Jetzt als beliebigen Punkt einer Linie. Daß uns der Schnittpunkt des Ich und Jetzt jeweils als Weltmittelpunkt und Ausgangspunkt aller Wertung erscheint, führt sie auf eine *perspektivische Täuschung* zurück, die durch eine objektiv-sittliche Welt- und Zeitauffassung korrigiert werden muß.

Sittlichkeit lehrt: „Es ist für den Wert eines Wesens irrelevant, ob es zu mir in der ersten, zweiten oder dritten Person steht; es ist für den Wert eines Ereignisses irrelevant, ob es sich in der Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft abspielt."

Objektive Einstellung zur Welt, objektives Fühlen, Wollen, Urteilen und Handeln ist sittlich;

subjektive Einstellung zur Welt, subjektives Fühlen, Wollen, Urteilen und Handeln ist unsittlich.

3. Objektivität der Kardinaltugenden.

Bei jeder einzelnen Grundtugend läßt sich der Gegensatz von objektiver und subjektiver Einstellung feststellen.

Im *Mitgefühl* wird das Du dem Ich auf Grund seiner objektiven Gleichwertigkeit gleichgesetzt, im Gegensatz zur subjektiven Ich-Perspektive, die jene Gleichberechtigung nicht anerkennt.

Im *Gemeinschaftsgefühl* wird die subjektive Ich-Perspektive durch eine objektive Wir-Perspektive ersetzt, das Ich dem Wir untergeordnet.

In der *Gerechtigkeit* wird die subjektive Bevorzugung des Mein fallengelassen und Eigenes Fremdem objektiv gleichgestellt.

In der *Besonnenheit* wird die subjektive Augenblicksperspektive verlassen und objektiv jeder künftige Zeitpunkt dem gegenwärtigen gleichgestellt.

In der *Treue* wird der subjektive Augenblicksstandpunkt zugunsten des objektiven Dauerstandpunktes verlassen und so jeder vergangene Zeitpunkt der Gegenwart gleichgestellt.

In der *Keuschheit* wird die subjektive Auffassung, das eigene Leben sei ein isoliertes Ganzes und frei von Verpflichtungen gegen die Nachkommenschaft, mit dem objektiven Standpunkt vertauscht, der das individuelle Leben nur als ein Glied der Generationskette betrachtet, der es unbedingt unterzuordnen ist.

In der *Pietät* setzt sich der objektive Gesichtspunkt der Familien- und Generationsreihe gegen den subjektiven der Eigengeneration durch.

In der *Wahrheitsliebe* tritt die objektive Erkenntnis und Reproduktion an die Stelle der subjektiven Fälschung der Wahrnehmung und Wiedergabe, tritt Wahrheit an die Stelle von Irrtum und Lüge.

In der *Demut* erkennt der Mensch objektiv sein wahres Verhältnis zum All, gegenüber der subjektiven Selbstüberhebung des Hochmutes. —

4. Subjektive und objektive Sittlichkeit.

Tugenden sind objektiv orientierte Neigungen. —

Wie bei Triebhandlungen die ethische Qualifikation der betreffenden Neigungen, so entscheidet bei Zweckhandlungen die ethische Qualifikation der Zwecke den sittlichen Wert der Tat. Über den *sittlichen Wert* von Zweckhandlungen *entscheidet der Endzweck;* den Mitteln kommt bei der sittlichen Bewertung der Tat nur insofern Bedeutung zu, als sie verkappte Mitzwecke sind: das reine Mittel, das in keiner Weise motivierend wirkt, ist ethisch bedeutungslos. —

Subjektiv sittlich ist jeder Zweck, von dessen Sittlichkeit der Wollende selbst überzeugt ist. Dieser als sittlich anerkannte Zweck wird zur Pflicht, *unabhängig von der objektiven Sittlichkeit oder Unsittlichkeit seines Inhaltes.* Wer aus seiner Weltanschauung die praktischen Konsequenzen zieht, erfüllt seine Pflicht und handelt (subjektiv) sittlich.

Objektiv sittlich sind jene Maximen und Zwecke, deren Tendenz in Wahrheit objektiv ist; *objektive Sittlichkeit hat objektive Weltanschauung zur Voraussetzung.* Vor allem zählen zu den objektiv sittlichen Zwecken die antezipierten Tendenzen sittlicher Neigungen: Selbstlosigkeit, soziales Wirken, Gerechtigkeit, Selbstbeherrschung, Treue, Keuschheit, Pietät, Wahrheit und Demut; denn *es entspricht jeder sittlichen Neigung ein sittlicher Zweck.* Alle objektiv sittlichen Zwecke lassen sich zurückführen auf den gemeinsamen Endzweck möglichst allgemeinen und dauernden, also objektiven Nutzens.

Höchster sittlicher Endzweck ist objektiver Nutzen, objektiver Wert; wobei vorläufig unentschieden bleibt, was unter „Nutzen" und „Wert" zu verstehen ist: *Glück oder Entwicklung.* —

Entscheidend bei der ethischen Bewertung fremder und vergangener Handlungen ist die *subjektive Sittlichkeit* des Wollens: wir müssen die Tat eines Menschen sittlich nennen, der in vermeintlicher Pflichterfüllung mit Selbstverleugnung gemordet hat, während wir gleichzeitig diese Pflicht als unsittlich verurteilen; wir können aber den Täter darüber aufklären, daß seine subjektiv sittliche Tat objektiv unsittlich sei und ihn vor deren Wiederholung warnen.

An unser eigenes gegenwärtiges und künftiges Tun müssen wir hingegen den Maßstab *objektiver Sittlichkeit* anlegen, d. h. objektiv wertvolles selbstlos anstreben. Ebenso kommt für den Künder ethischer Gesetze nur die objektive Sittlichkeit in Frage; denn für subjektive Sittlichkeit gibt es keine Normen.

Jeder Widerspruch zwischen subjektiver und objektiver Sittlichkeit ist auf *falsches Urteilen* zurückzuführen, nicht auf böses Wollen; es sei denn, daß sich das Fehlurteil auf Trägheit, Feigheit, Eigennutz, Eitelkeit oder andere unsittliche Motive zurückführen läßt.

Wo subjektive Sittlichkeit, also sittliches Wollen, vorhanden ist, ist *Tugend lehrbar;* es kann der Irrende von seinen pseudo-sittlichen Vorurteilen befreit und seine subjektive Sittlichkeit mit der objektiven in Einklang gebracht werden.

Die subjektive Sittlichkeit verhält sich zur objektiven wie das subjektive Gefallen zum objektiv Schönen; auch im Ästhetischen gibt es Fehlurteile, auf Grund deren bisweilen Schönes mißfällt, Häßliches gefällt.

Die subjektive Sittlichkeit gründet sich auf *hypothetische* Objektivität des Zweckes; die objektive Sittlichkeit gründet sich auf *faktische* Objektivität des Zweckes.

In beiden Fällen entscheidet die Objektivität des Zweckes die Sittlichkeit des Wollens. —

5. Vom Verdienst.

Das *Verdienst* ist ein Symptom für die relative Stärke der sittlichen Neigungen und Motive. Die Größe des Opfers an subjektiven Gütern bestimmt die Größe des sittlichen Verdienstes.

Von der objektiven Sittlichkeit einer Handlung ist deren Verdienstlichkeit unabhängig; hier *entscheidet nur die subjektive Sittlichkeit der Absicht.*

Eine Tat ist verdienstlich, wenn sie (d. h. ihre innere Handlung) mit einem (beabsichtigten) Opfer an subjektiven Gütern verbunden ist, das den (erwarteten) subjektiven Nutzen übersteigt.

Die *Größe des Verdienstes* einer Handlung ist gleich dem *Opfer an subjektiven Gütern abzüglich aller* (mitbestimmender) *subjektiver Motive.* Bezeichnen wir das Opfer mit O, die subjektiven Motive mit S, das Verdienst mit V, so lautet die Formel des Verdienstes:

$$V = O - S.$$

Je größer die Opfer, je kleiner die subjektiven Nebenmotive: desto verdienstlicher die Tat.

Subjektiv sind jene Motive, die auf das Interesse des Ich und Jetzt, des raum-zeitlichen Subjektes zielen. Alle Affekte, auch die sittlichen, bergen ein starkes subjektives Element in sich; daher ist es sittlich, objektiven Zwecken zuliebe Affekte zu beherrschen und zu opfern. Hier liegt der sittliche Wert der Askese. Aus diesem Grunde ist sittliches Zweckhandeln verdienstlicher als sittliches Triebhandeln, weil es freier ist von subjektiven Elementen. Am verdienstlichsten ist *evolutionistisches Zweckhandeln,* das alle eudämonistischen Gefühlsregungen bezwingt, weil solches Handeln die schwersten Opfer mit den geringsten subjektiven Motiven vereinigt.

Wer mit subjektiven Opfern seine (vermeintliche) Pflicht erfüllt, handelt verdienstlich, unabhängig vom Inhalt dieser Pflicht. Das Verdienst eines Kriegers, der mit Selbstaufopferung (jedoch ohne daß Mordlust Nebenmotiv ist) seine Pflicht, zu töten, erfüllt, ist

nicht geringer als das eines Krankenpflegers, der mit der gleichen Lebensgefahr Kranke pflegt; im Gegenteil: das Verdienst des Kriegers wird das höhere sein, wenn seine Gefühlshemmungen stärker sind als die des Krankenpflegers; vorausgesetzt natürlich, daß seine Weltanschauung (im Gegensatz zur objektiven Sittlichkeit) ihm den Mord fürs Vaterland gebietet und er von der Pflichtmäßigkeit dieses Tötens überzeugt ist.

Die Größe des beabsichtigten objektiven Nutzens einer Tat hat keinen Einfluß auf deren Verdienstlichkeit; ob ich mein Leben einsetze, um einen einzigen meiner Mitmenschen, oder um die ganze Menschheit zu retten — mein Verdienst bleibt das gleiche; denn *der Einsatz entscheidet hier, nicht der Erfolg* (weder der faktische noch der beabsichtigte). —

Je sittlicher ein Mensch veranlagt ist, desto weniger verdienstvoll sind seine Handlungen. Denn die Opfer an subjektiven Gütern, an subjektiven Motiven sind beim sittlichen Menschen geringer als beim unsittlichen.

Eine Verbrechernatur, die ein heiliges Leben führt, muß täglich, stündlich den eigenen Willen objektiven Idealen zuliebe verneinen: jede Handlung, jede Unterlassung wird ihr zum Opfer, zum Verdienst.

Der sittlich veranlagte Mensch hingegen, der seiner Veranlagung gemäß sittlich lebt, bringt kein Opfer: hat also auch kein Verdienst. Seine Sittlichkeit ist sozusagen Gottes, nicht eigenes Verdienst. Er gleicht einem Menschen, der nicht tapfer sein kann, weil er die Furcht nicht kennt und sie daher nicht überwinden kann.

So ist die sittliche Anlage eines Menschen verkehrt proportioniert zur Verdienstlichkeit seiner Handlungen. Für ein vollendet sittliches Wesen wäre verdienstvolles Handeln unmöglich.

6. Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung.

Die beiden Tugenden, die aller Verdienstlichkeit zugrunde liegen, sind:

Selbstlosigkeit und *Selbstbeherrschung.*

Sie sind der sozialethische und individualethische Aspekt der Antisubjektivität.

Selbstlosigkeit überwindet den Egoismus der Ich-Perspektive.

Selbstbeherrschung überwindet die Zügellosigkeit der Jetzt-Perspektive. Selbstlosigkeit ist objektive Einstellung zur Mitwelt; Selbstbeherrschung ist objektive Einstellung zur eigenen Vergangenheit und Zukunft. Die sozialen Instinkte des Selbstlosen sind stärker als seine individualen — die Dauerinstinkte des Selbstbeherrschten sind stärker als seine Augenblicks-Affekte.

Ziel aller ethischen Pädagogik ist Erziehung des Menschen zu größerer Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung.

Die Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung eines Menschen sind die Gradmesser seiner Sittlichkeit. Doch sind Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung negative Tugenden, die der Ergänzung durch positive Tugenden bedürfen.

Nur die *asketische Ethik* verzichtet auf positive Tugend und betrachtet jene negativen Tugenden als Selbstzweck. Denn Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung, auf die höchste Stufe gebracht, zertrümmern den Willen und erlösen den Menschen aus den Fesseln von Zeit und Raum.

Auch die *lebensbejahende Tugend* fordert Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung — aber nicht als Zweck, sondern als Mittel; sie will den Willen weder töten noch brechen, sondern ihn von subjektiven Zielen auf objektive ableiten. Objektive Willensziele werden *Pflichten* genannt. In der negativen Forderung der Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung sind sich die ethischen Systeme einig — während sie in ihren positiven Forderungen, den Pflichten, uneins sind: denn hier richtet sich die Forderung nach dem Werte, der Wert nach der Weltanschauung.

Die positive Ergänzung der negativen Selbstlosigkeit bildet die *Liebe;*

die positive Ergänzung der negativen Selbstbeherrschung bildet die *Tapferkeit.*

Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung bilden die Grundlage *ethischer* Charakterbildung — Liebesfähigkeit und Tapferkeit bilden die Grundlage *ästhetischer* Charakterbildung.

Seelenschönheit ist Sittlichkeit höheren Grades.

7. Einfühlung und Gerechtigkeit.

Alle sittlichen Zwecke lassen sich reduzieren auf den einen gemeinsamen Endzweck: *objektiven Nutzen.*

Alle sittlichen Neigungen lassen sich zurückführen auf die beiden sittlichen Grundneigungen: *Einfühlung* und *Gerechtigkeit.*

Einfühlung setzt objektive Grundorientierung voraus: Anerkennung der Tatsache, daß jedes Du (Später, Früher) dem Ich (Jetzt) gleichwertig sei.

Gerechtigkeit gründet sich ebenfalls auf Objektivität: ohne Objektivität gibt es keine gerechte Entscheidung zwischen Mein und Dein.

Einfühlung ist Durchbrechung der Ich-Jetzt-Schranken;

Gerechtigkeit ist Gleichstellung der zweiten und dritten Person mit der ersten, der künftigen und vergangenen Zeitform mit der gegenwärtigen.

Einfühlung ist Erweiterung des Ich-Jetzt;

Gerechtigkeit ist Abstraktion vom Ich-Jetzt.

Alle Tugend geht hervor aus der Synthese von Einfühlung und Gerechtigkeit.

(1.) *Mitgefühl* beruht auf Einfühlung in unsere Mitwesen, auf selbstlos-gerechte Erweiterung unseres Egoismus auf das Du;

(2.) *Gemeinschaftsgefühl* beruht auf Einfühlung in Menschengruppen und höhere Organisationen und auf Gerechtigkeit gegen die Angehörigen dieser Gruppen;

(3.) *Gerechtigkeit* befaßt sich mit der gerechten Verteilung unserer Einfühlung;

(4.) *Besonnenheit* beruht auf Einfühlung unserer Gegenwart in unsere Zukunft und auf Gerechtigkeit gegen sie;

(5.) *Treue* ist gerechte Einfühlung in die eigene Vergangenheit;

(6.) *Keuschheit* ist Einfühlung in unsere Nachkommen und Gerechtigkeit gegen ihr Schicksal;

(7.) *Pietät* ist einfühlende Gerechtigkeit gegen unsere Vorfahren;

(8.) *Wahrheitsliebe* beruht auf adäquate Einfühlung in unsere Umwelt und unverfälschte Gerechtigkeit gegen sie;

(9.) *Demut* beruht auf Einfühlung in das All und gerechte Einschätzung unserer Stellung in demselben. —

Einfühlung schafft den Inhalt aller Sittlichkeit, Gerechtigkeit bestimmt deren Form. Einfühlung ohne Gerechtigkeit wäre formlos; Gerechtigkeit ohne Einfühlung inhaltslos.

Für Menschen, die zur Einfühlung unfähig sind, gibt es keine reale zweite Person, ergo auch keinen Vergleich mit dieser, ergo

auch keine Gerechtigkeit. Umgekehrt gibt es für den extrem Ungerechten keine Einfühlung: denn, ohne daß wir dem Du a priori gleiches Recht mit dem Ich einräumen, hätten wir keinen Anlaß, uns in dasselbe einzufühlen. So sind Einfühlung und Gerechtigkeit auf einander angewiesene Ergänzungen. —

Einfühlung entspringt dem menschlichen Entfaltungsdrang, jenem Urtrieb, dem die Grenzen der eigenen Individualität zu eng sind, und dem alle Fruchtbarkeit, alles Wachstum, alle Entwicklung ihr Dasein verdankt.

Gerechtigkeit ist eine Spezialform des menschlichen Gestaltungsdranges, jenes zweiten Urtriebes, der Harmonie in uns und um schaffen will, und aus dem alle Ordnung, Kunst und Kultur hervorgeht. —

8. Sittlichkeit und Weltanschauung.

Alle *Sittlichkeit ist auf Glauben gegründet.* Zynismus ist praktische Skepsis, Sittlichkeit praktischer Glaube. Für den reinen Skeptiker, der alle Werte leugnet, kann es keine Sittlichkeit geben: ihm sind alle Neigungen, Zwecke, Handlungen und Menschen gleichwertig. Das Vorhandensein und die Erkennbarkeit einer Wahrheit ist Voraussetzung für die Anerkennung einer Ethik.

Stets ist *Sittlichkeit Funktion einer Weltanschauung;* sie sucht unser praktisches Verhalten dem theoretisch als wertvoll Erkannten anzupassen. Jede Wandlung der Weltanschauung wirkt verändernd auf sittlichem Gebiete. Religiöse Bekehrung pflegt von Willenswandlung begleitet zu sein.

Der Wert des Guten läßt sich logisch ebensowenig beweisen, wie der Wert der Wahrheit. In der Ethik muß sich die Logik darauf beschränken, aus den Weltanschauungs-Prämissen die praktischen Konsequenzen zu ziehen und Widersprüche unter den einzelnen Sittengesetzen zu vermeiden. Sittliche Grundtatsachen sind daher auf logischem Wege nicht lehrbar; wohl aber ist es möglich, jemanden von der Unsittlichkeit einer bestimmten Handlung zu überzeugen, indem man den Widerspruch aufdeckt, der zwischen dieser Handlung und seiner anerkannten Weltanschauung besteht.

Um einem Mitmenschen die eigene ethische Grundüberzeugung beizubringen, gibt es zwei Wege: entweder die Bekehrung zur eigenen Weltanschauung, der dann automatisch die sittliche Über-

zeugung folgt, oder die Suggestion durch Beispiel, Wort und Willensübertragung. —

Alle religiösen, philosophischen und ethischen Systeme verdanken ihre Entstehung dem gewaltigen Ringen eines großen Geistes mit der eigenen Skepsis. Die Menschen schaffen oder wählen sich ihre Weltanschauung als Bollwerk gegen die Skepsis, gegen das Chaos, das sie ständig bedroht, sobald sie den festen Boden des Glaubens verlassen. Denn in der Logik führt konsequenter Rationalismus zur Skepsis, in der Ethik zum Zynismus.

Denken wirkt zersetzend, Glauben aufbauend. *Weltanschauungen sind Synthesen von Glauben und Denken;* der Glaube liefert das Material, welches das Denken formt. Der Glaube zeugt die Weltanschauung, das Denken gebiert sie dann. Nie kann Logik allein Wahrheiten zeugen, niemals Ethik allein Werte.

Die Werte müssen bereits gegeben sein, damit Ethik sie zu Systemen und Normen verarbeiten kann. —

9. Grade der Sittlichkeit.

Da alle Sittlichkeit Funktion des Glaubens ist, muß die *Verschiedenheit der geltenden Weltanschauungen* auch eine *Verschiedenheit der Sittlichkeiten* zur Folge haben. Unsere theoretische Einstellung zur Welt diktiert unser praktisches Verhalten.

Für den *Gegenwarts-Solipsisten,* der nur an die Wirklichkeit des Ich-Jetzt glaubt, für den Mitwelt und Nachwelt, ebenso wie persönliche Vergangenheit und Zukunft Irrealitäten sind, gibt es keine Ethik, weil es für ihn keine Objektivität gibt.

Für den *Egozentriker,* dem die ganze Mit- und Nachwelt irreal, der eigene Lebenskomplex in seiner ganzen Ausdehnung aber real ist, erschöpft sich die Ethik in der Individualethik, in der Besonnenheit und Treue gegen die eigene Persönlichkeit und den daraus abgeleiteten Tugenden. Ziel des Dauer-Egoisten ist ein glücklicher Lebenslauf, des Augenblicks-Egoisten momentanes Glück.

Der *Altruist,* der an die Gleichwertigkeit seiner Mitwelt mit ihm selbst glaubt, sieht folgerichtig sein höchstes Ziel im größtmöglichen Glück der größtmöglichen Zahl.

Diesen drei Formen sittlicher Weltanschauung ist das Eine gemeinsam, daß sie *Glück mit Wert identifizieren;* ihre Orientierung

ist *eudämonistisch*, ob nun ihr Ziel *Augenblicksglück, Dauerglück* oder *Allgemeinglück* heißt.

Dem *Eudämonismus* steht der *Evolutionismus* gegenüber. Der Evolutionist verlegt das ganze Wert-Problem auf eine andere Ebene; für ihn gibt es nur einen einzigen wahren Wert: *Entwicklung*. Glück hat keinen absoluten, nur einen *symptomatischen* Wert.

Dem *Evolutionisten* gilt als sittliches Endziel, als „objektivster Nutzen": *höchste Entwicklung;*

dem *Eudämonisten* gilt als sittliches Endziel, als „objektivster Nutzen": *allgemeines Dauerglück.*

Denn „Nutzen" ist nur ein Rahmenbegriff, der erst einen Inhalt bekommt, wenn wir uns darüber klar werden, *wozu* etwas nützen soll. Es ist eine Frage der persönlichen Weltanschauung, welcher Wert uns höher erscheint: Glück oder Entwicklung.

Die *evolutionistische* Ethik lehrt: „Gut ist, was die Entwicklung fördert; übel ist, was die Entwicklung hemmt."

Die *eudämonistische* Ethik lehrt: „Gut ist, was beglückt, übel, was betrübt." —

Den drei Zielen des Eudämonismus: Augenblicksglück, Dauerglück, Allgemeinglück, entsprechen die drei Formen des Evolutionismus:

a) Steigerung des augenblicklichen Lebensgefühles zu höchster Intensität;

b) höchste Selbstvervollkommnung;

c) Entwicklung der Welt zu höchster Vollkommenheit. —

Der Entwicklungsbegriff selbst ist vieldeutig. Es gibt eine biologische, eine ästhetische, eine geistige, eine religiöse, eine zivilisatorische Evolution. Jede Form der Evolution hat ihr eigenes Entwicklungsziel: der Übermensch, das Genie, der Heilige; Weltrepublik, Herrschaft des Geistes, Reich Gottes. Es gibt viele Variationen und Kombinationen dieser Entwicklungsziele und -typen. Jedem Evolutionsziel aber entspricht eine andere Evolutionsethik.

Allem Evolutionismus gemeinsam ist der *heroische* Zug, die Verachtung von Lust und Leid, Glück und Unglück, Leben und Tod; der Zug ins Große, der teleologisch-*kosmische* Charakter; während die eudämonistische Moral selbst in ihrer objektivsten Form sich um *menschliche* Werte dreht, um Lust und Leid, Glück und Unglück.

4*

Entwicklung ist ein allgemeinerer und objektiverer Wert als Glückseligkeit; deshalb ist die evolutionistische Perspektive objektiv sittlicher als die eudämonistische.

Der Evolutionismus sieht die Welt sub specie dei; er steht zwar höher als der Eudämonismus, ist aber zugleich problematischer und liegt uns ferner. Der Eudämonismus, der die Welt sub specie hominum wertet, ist dafür voraussetzungsloser und steht uns näher.

Evolutionismus schafft mystische Sittlichkeit; Eudämonismus schafft rationalistische Sittlichkeit. Hauptvertreter der evolutionistischen Ethik ist *Nietzsche,* der eudämonistische *Bentham.*

Eine kritische Ethik hat kein Recht, die eine oder andere Form der Sittlichkeit zu übersehen oder zu unterschlagen. Seit es eine menschliche Gesellschaft gibt, bestehen die evolutionistischen und eudämonistischen Sittlichkeiten nebeneinander. Sie fallen weder zuzammen, noch schließen sie einander aus. —

Es gibt noch eine Weltanschauung, die objektiver ist als selbst die evolutionistische; es ist dies die *Betrachtung der Welt, der Menschen und ihrer Werte sub specie aeternitatis ac infinitatis.* Diese *nihilistische* Anschauung steht nicht nur jenseits von gut und böse, sondern jenseits aller Werte. Ihr ist alles gleichgültig und gleichwertig, was innerhalb dieser begrenzten und vergänglichen Scheinwelt ist und geschieht: Gutes wie Böses, Wahres wie Falsches, Schönes wie Häßliches. Sie leugnet die Existenz von Werten und Wertunterschieden, und damit die Möglichkeit einer Ethik überhaupt. So führt höchste Weisheit und größtmögliche Objektivität zu Skepsis, Indifferentismus, Zynismus, wenn sich ihr nicht ein Glaube ergänzend zugesellt. —

10. Vom Gewissen.

Nach all ihren vergeblichen Bemühungen, aus den Widersprüchen der subjektiven und objektiven, der eudämonistischen und evolutionistischen Moral ein detailliertes Sittengesetz von allgemeiner Gültigkeit zu konstruieren, flüchtet sich die Ethik zur Intuition: dem *Gewissen.*

Hier hofft sie, den archimedischen Punkt entdeckt zu haben, von dem aus sie den Sittenkodex ableiten kann.

Das Gewissen gilt als die angeborene Fähigkeit, die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der eigenen Handlungen intuitiv zu erkennen und dementsprechend zu werten.

Neben dem sittlichen Gewissen, der *Reue,* gibt es noch ein hygienisches und ästhetisches Gewissen: *Ekel* und *Scham.*

Selbst die Reue beschränkt sich nicht auf sittliches Gebiet: man kann Irrtümer und Fehler ebenso bereuen, wie Unsittlichkeiten. —

Die *Reue ist stets abhängig von der praktischen* (unterbewußten) *Weltanschauung,* die natürlich häufig von der deklarierten, theoretischen Weltanschuung des Oberbewußtseins abweicht. Man kann im Hirn ein Christ sein, im Herzen ein Heide und umgekehrt; das Gewissen kümmert sich nicht um das Bekenntnis des Geistes, sondern einzig um das des Gemütes. Die Weltanschuung des Gemütes deckt sich sehr oft mit der des Hirnes; denn sie entsteht teils aus Erkenntnissen, die unter die Bewußtseinsgrenze dringen, teils aus ererbten Seelentendenzen.

Der Mensch, der keine praktische Weltanschauung hat, der *Zyniker,* muß gewissenlos sein: denn keinerlei Handlung kann seiner Weltanschauung entsprechen, keine ihr widersprechen.

Der *Hedonist,* dem das eigene Dauerwohl Lebensziel ist, kennt keine Reue über Schädigung anderer, sondern nur Reue über selbstverschuldete Leiden und versäumte Freuden.

Der *Altruist,* dessen höchstes Ziel Allgemeinwohl ist, bereut Wohltaten, die er versäumt, sowie Leiden, die er verursacht hat.

Der *Evolutionist* bereut versäumte Entwicklungsmöglichkeiten.

Reue tritt also immer dann ein, wenn (vermeintlich) wertvollere Motive unter dem Druck der subjektiven Perspektive weniger wertvollen geopfert worden sind; somit hat Reue stets eine bestimmte Wertskala zur Voraussetzung, die ihrerseits wieder von der Weltanschauung abhängt.

Menschen mit nicht-einheitlicher Weltanschuung haben auch ein nicht-einheitliches Gewissen; Menschen mit mehreren Weltanschuungen haben auch *mehrere Gewissen,* die einander, je nach den Umständen, ablösen. —

Reue ist die Reaktion der objektiven Einstellung gegen Übergriffe des (zeit-räumlich) Subjektiven in uns; ihre Erklärung liegt in der Vielfalt der Charaktere in uns. Wäre unser Charakter rein objektiv, so ergäbe sich nie ein Anlaß zur Reue; wäre unser Charakter

rein subjektiv, könnten wir Reue nie empfinden: nur die Doppelorientierung ergibt den Zwiespalt des Gewissens.

Was das Gewissen im Individuum, ist in der Gesellschaft die *öffentliche Meinung* mit ihren Funktionen: *Opposition* und *Kritik*.

Das Gewissen ist in vieler Beziehung der Furcht ähnlich: einer Furcht vor dem Fremden, unserer subjektiven Persönlichkeit Feindlichen *in* uns. Furchtsame Menschen neigen zu Gewissensbissen und Skrupel; furchtlose Menschen sind häufig gewissen- und skrupellos. —

Selten ist das Gewissen soweit differenziert, daß es jeder Handlung gegenüber in bestimmter Form reagiert. Meistens richten sich seine Reaktionen nach den *Assoziationskomplexen*, mit denen die Tat in Verbindung gebracht wird. Eine Tat, die einem sittlichen Komplex assoziiert wird, wird vom Gewissen als sittlich empfunden, eine Tat, die einem unsittlichen Komplex assoziiert wird, als unsittlich.

Die Haupttätigkeit der großen ethischen Werteschöpfer (Religionsstifter, Propheten, Ethiker) war die Verknüpfung aller menschlichen Tätigkeitskomplexe mit sittlichen Werten (resp. Unwerten) und deren Lösung aus alten Assoziationsverbindungen: darin besteht ihr „Umwerten". Wenn z. B. Seneca versucht, Mitleid aus einer sittlichen in eine unsittliche Regung umzuwerten, so löst er es aus der Verbindung: Mitleid — Güte — Seelengröße — Wert, und verknüpft es neu: Mitleid — Affekt — Schwäche — Unwert. Auf diese Weise erklären sich auch die widersprechenden sittlichen Wertungen identischer Handlungen, selbst unter der Voraussetzung gleicher Weltanschauung. —

Das Gewissen kann sich vor der Tat als *Warnung*, während der Tat als *Hemmung*, nach der Tat als *Reue* äußern.

Billigung und Mißbilligung sind ebenfalls intuitive Wertungsformen des Sittlichen: nur richten sie sich auf fremde Handlungen, wie das Gewissen auf eigene. Alles, was vom Gewissen gilt, gilt, mutatis mutandis, auch von der Billigung. Auch Billigung ist eine Funktion der Weltanschauung. —

Das Gewissen wertet immer nur die subjektive, niemals die objektive Sittlichkeit; es stellt fest, inwieweit das Handeln der Weltanschauung entspricht, ohne auf diese selbst Einfluß zu nehmen.

„Handle nach deinem Gewissen!“ ist das Gebot subjektiver Sittlichkeit.

Man geriete in einen circulus vitiosus, wollte man versuchen, ein Sittengesetz aus dem Gewissen herzuleiten: denn das Gebot, d. h. der Glaube an dasselbe, ist primär, die Gewissensreaktion sekundär.

Weil unser Gewissen Funktion unserer Weltanschuung ist, kann Weltanschuung niemals Funktion des Gewissens sein. Diese Erkenntnis macht jeden Versuch, die Ethik auf das Gewissensphänomen aufzubauen, hinfällig: es gibt eben kein Mittel, objektiv Sittliches von objektiv Unsittlichem intuitiv zu unterscheiden.

IV. Entwicklung der sittlichen Wertung.

1. Entstehung der sittlichen Wertung.

Aus dem letzten Kapitel ergibt sich:

I. *Das gemeinsame Grundprinzip aller Moral ist Objektivität.*

II. Objektive Neigungen sind sittliche Neigungen; *alle objektiv orientierten Neigungen lassen sich auf Einfühlung und Gerechtigkeit zurückführen.*

III. Der negative Teil der Sittlichkeit erschöpft sich in Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung; der positive Teil der Sittlichkeit wird bestimmt durch die Weltanschuung, die ihr jeweils als Grundlage dient.

IV. *Subjektiv sittlich ist jede Handlung, die der eigenen Weltanschauung entspricht;*
objektiv sittlich ist jede Handlung, die einem objektiv wertvollen Zweck dient.

V. *Verdienstlich sind jene Handlungen, die von subjektiven Opfern begleitet* sind; die Größe des Verdienstes = O — S.

VI. *Das Gewissen registriert die subjektive Sittlichkeit* (und Unsittlichkeit), *nicht die objektive.* Weil es eine Funktion der Weltanschauung ist, kann es nie zu deren Grundlage werden. —

Diese Erkenntnisse haben uns nur bestätigt, daß es einen *Wesensunterschied* zwischen gut und böse gibt, der im Gegensatz von Objektivität und Subjektivität wurzelt. Wir haben aber nirgends einen Anhaltspunkt dafür gefunden, daß dieser Wesensunterschied auch mit einem *Wertunterschied* verbunden ist. Und dennoch ist der überwiegende Teil der Menschheit davon überzeugt, daß sittliche Menschen, Taten und Eigenschaften wertvoller sind als unsittliche.

Es gilt, die Entwicklung dieser Auffassung zu untersuchen; vielleicht wirft diese Untersuchung ein Licht auf die *Frage der Berechtigung sittlicher Wertung.*

Den Tieren ist jede sittliche Wertung unbekannt; ihre ganze Wertung beschränkt sich darauf, Dinge und Ereignisse nach dem Nutzen und Schaden, den sie dem Wertenden bringen oder drohen, in gute und schlechte einzuteilen. Auch ihre sittlichen Neigungen unterliegen allein der praktischen Wertung.

Es sind also die beiden natürlichen Elemente der Sittlichkeit: *sittliche Neigungen und praktische Wertung;* aus diesen beiden Elementen hat sich im Verlaufe der Menschheitsgeschichte die sittliche Wertung, die es ursprünglich nicht gab, entwickelt.

Schon die *Tiere* erkennen einen Unterschied zwischen Tieren, die sie bedrohen, und solchen, die sie in Frieden lassen. Der Hund unterscheidet die Menschen in solche, von denen er Gutes, und in solche, von denen er Böses zu erwarten hat, in Nützliche und Schädliche, Freunde und Feinde.

So unterschied auch der primitive Mensch, noch bevor er eine sittliche Wertung kannte, seine Mitmenschen in solche, die *ihm gut,* und solche, die *ihm böse* waren: in Freunde und Feinde. Gut und böse bezeichnete nur die Beziehung der Individuen untereinander, ohne ein allgemeines Werturteil zu beinhalten. Man begnügte sich mit der Feststellung, daß Freunde nützliche, Feinde schädliche Wesen seien.

Nach und nach stellte es sich heraus, daß es Menschen gab, die vermöge ihres Charakters zur Freundschaft überhaupt unfähig und infolgedessen *Feinde aller* waren; es waren dies die vorwiegend subjektiv orientierten Menschen, denen jede Neigung zur Einfühlung und zur Gerechtigkeit abging, die grausamen, hartherzigen und treulosen Menschen, die Wüstlinge, Wortbrüchigen, Pietätlosen und Hochmütigen. Diese Menschen galten als Schädlinge, als gemeinsame Feinde, *als böse schlechthin.*

Objektiv veranlagte Menschen, die gütig, hilfsbereit, selbstlos, gerecht, besonnen, mäßig, treu, redlich, keusch, pietätvoll, wahrhaft, demütig und fromm waren, erkannte die Mitwelt als allgemein nützlich, als Freunde aller, als wertvoll, *als gut schlechthin.*

So waren „gut" und „böse" aus Beziehungswörtern zu Eigenschaftswörtern geworden, aus relativen zu absoluten Wertbezeichnungen. *Damit trennte sich die ethische Wertung von der praktischen, gut-böse von nützlich-schädlich.*

Es standen nun die extrem subjektiv orientierten „Bösen" isoliert dem organisierten Egoismus ihrer Mitwelt gegenüber, die sich in ihrer Bekämpfung und Herabsetzung einig war: wie gefährliche Raubtiere wurden sie gehaßt, verfolgt, womöglich ausgerottet.

Die „Guten" wurden indessen als gemeinsamer Schatz der Gesellschaft gehütet, geschätzt, geliebt und geehrt; denn es lag im Interesse ihrer egoistischen Mitmenschen, sie zu erhalten und andere zu ermurttern, ihnen nachzuahmen.

Die Folge dieser verschiedenen Behandlungsweise war, daß die Menschen aus Klugheit danach strebten, von der sie umgebenden öffentlichen Meinung unter die Guten gezählt zu werden. Es wurde erfahrungsmäßig festgestellt, welche Eigenschaften die Guten vor den Bösen auszeichnen, und aus welchen Taten auf derartige Eigenschaften zu schließen sei. So folgte auf die Wertung von Menschen die Wertung von Handlungen und Eigenschaften.

Die Menschen, die zu den Guten gezählt zu werden wünschten, entwickelten ihre sittlichen und bekämpften ihre unsittlichen Anlagen; so anerkannten sie die sittliche Wertung, die bisher nur dem Du gegolten hatte, auch für das Ich. Das *Individuum übernahm die ethische Wertung von der Gesellschaft* und teilte seine eigenen Neigungen und Handlungen, nach ihrem Richterspruch, in gute und böse ein. —

2. Festigung der sittlichen Wertung.

Verbreitet und befestigt wurde die sittliche Wertung mit Hilfe der *Suggestion.*

Die *Gesellschaft* und ihre Repräsentanten: *Eltern, Lehrer, Vorgesetzte, Staat, Kirche, öffentliche Meinung,* suggerierte im eigenen Interesse den Individuen den angeblich absoluten Wert des Sittlichen.

Jeder Mensch muß aus *selbstsüchtigen* Gründen wünschen, eine möglichst selbstlose Umgebung zu haben. Je egoistischer einer ist, desto mehr Selbstlosigkeit fordert er von allen, mit denen er in Berührung kommt. So stellt die überwiegend aus Egoisten bestehende Gesellschaft an die Einzelnen die sittliche Forderung. Die Egoisten verkünden überall den Wert sittlichen Handelns und sittlicher Menschen, um selber daraus zu profitieren: so werden sie zu Predigern der Sittlichkeit. Vielfach gehen sie sogar ihren Mitmenschen

mit dem sittlichen Beispiel voran, weil sie genau wissen, daß ihre subjektiven Opfer reichlich aufgewogen werden durch die Vorteile, die sie daraus ernten, nicht zuletzt dadurch, daß ihr Beispiel Nachahmung findet und ihnen dann die Früchte fremder Sittlichkeit zufallen. —

Es liegt im wohlverstandenen eigenen Interesse der *Eltern, Erzieher* und *Lehrer,* den Kindern, bevor sie zu selbständigen Werturteilen fähig sind, sittliches Empfinden und Verhalten zu suggerieren: denn „brave" Kinder sind leichter zu beherrschen als „schlimme" und machen ihren Eltern und Vorgesetzten mehr Freude. So ist zuerst der elterliche Egoismus ausschlaggebend für die ethische Tendenz der Erziehung. Diese Suggestion vollzieht sich meist in einem so zarten Alter, daß ihr Ursprung später vergessen wird; das von den Eltern eingepflanzte Vorurteil sittlichen Wertes wird dann rückblickend für angeborene, intuitive Wert-Erkenntnis gehalten.

Mit der *ethischen Erziehung* beginnt im Menschen der *Kampf zwischen natürlicher und sittlicher Wertung.* Die natürliche Wertung schätzt in der Empfindungswelt die Lust, in der Erscheinungswelt die Schönheit; die sittliche Wertung sucht, unterstützt durch die Gesellschaft und ihre Organe, diese Werte zu verdrängen und an deren Stelle die Irr-Lehre zu setzen: „Wertvoll ist allein das Sittliche!"

Der *Staat* will den objektiven Nutzen einer beschränkten Gemeinschaft, fordert daher vom Individuum Selbstentäußerung und beschränkte Sittlichkeit innerhalb seines Bereiches. Wie wenig ernst es dem Staate resp. seinen Repräsentanten mit der Ethik ist, zeigt sein Verhalten nach außen, anderen Staaten gegenüber. Hier kennt er, der nach innen sich als Hüter der Sittlichkeit aufspielt, keine sittlichen Hemmungen; hier ist für sein Handeln nur sein eigener Nutzen maßgebend. An diesem Beispiel ist am deutlichsten zu erkennen, daß die Moral ihre äußere Sanktion nicht so sehr den sittlichen Überzeugungen der menschlichen Autoritäten verdankt, als vielmehr deren klugem Egoismus. Der Staat, der bisher immer von einer herrschenden Kaste vertreten war, hatte jedes Interesse daran, seine Untertanen selbstlos, aufopferungsvoll, arbeitsam, feige, treu, geduldig, demütig, kurz, sittlich zu wünschen, um gegen innere Gefahren gefeit zu sein. Dieses Streben nach Moralisierung der Unter-

tanen war ganz unabhängig von der persönlichen Einstellung des Herrschers resp. der Herrscherkaste zur Sittlichkeit: auch der unmoralischste Herrscher braucht und will moralische Untertanen.

Daher sucht der Staat durch seine Gesetzgebung die Vorstellung des Verbotenen, die sich vielfach mit der des Bösen deckt, durch die Institution der *Strafe* mit Schmerz zu assoziieren und so zu entwerten. Durch Verfolgung und Tötung der extrem Unsittlichen, der Verbrecher, sowie durch die Sorge um ethische Kindererziehung befestigt er die sittliche Wertung.

Im Kampfe um die Befestigung der sittlichen Wertung gegenüber der natürlichen waren durch die Jahrtausende die *Priester* zugleich Verbündete und Rivalen der Herrscher. Praktisch erschien die Religion in ihren mannigfachen Gestalten als Verquickung von Aberglauben und Sittlichkeit. Mit Hilfe des Aberglaubens suchten die Priester ihre intimen Beziehungen zur Geister-(Götter-)Welt zur Zähmung und Beherrschung der Laien zu verwenden. Als Folgen der Unsittlichkeit stellten sie härteste Strafen, als Folgen der Sittlichkeit köstlichsten Lohn den Gläubigen in Aussicht. Durch die Aufstellung der Gleichung

Natürlicher Wert: sittlichem Wert = Zeitlichkeit: Ewigkeit, hoben sie den Wert des Sittlichen ins Unvergleichliche, Unendliche, Absolute. So sank der natürliche Wert irdischen Glückes zu einem relativen Minimum herab; im Hintergrunde des sittlichen Ideales entstand das asketische.

Der letzte entscheidende Bundesgenosse der sittlichen Wertung im Kampfe mit der natürlichen ist die *öffentliche Meinung*. Fast jeder Mensch übt eine Kontrolle über die Sittlichkeit seiner Mitmenschen; aus Sittlichkeit, aus Klugheit, aus Heuchelei, aus Mißgunst, aus Nachahmung, aus Gewohnheit. Die Menschen haben sich daran gewöhnt, Sittliches zu billigen, Unsittliches zu tadeln. Auf diese Weise entsteht in jedem Gesellschaftskomplex eine fast unwiderstehliche *Massensuggestion im Sinne der Sittlichkeit.* —

Bei jeder dieser *vier Sanktionen sittlicher Wertung (Erziehung, Staat, Religion, öffentliche Meinung)* sind es *Autoritäten*, die der Menschheit den Wert des Sittlichen nicht etwa beweisen oder erklären, sondern einreden und suggerieren; dieser Suggestion verleihen sie dann durch Lob und Tadel, Lohn und Strafe entsprechenden Nachdruck. Die allgemeine Anerkennung der sittlichen Wertung

deckt sich mit den persönlichen oder Kasten-(Klassen-)Interessen der betreffenden Autoritäten, resp. deren Repräsentanten. Also ist der *Egoismus der sozialen Autoritäten Vater und Erhalter der sittlichen Wertung*. Selbständig und losgelöst vom natürlichen Wert wird der sittliche aber erst dadurch, daß die Zöglinge (Kinder, Untertanen, Laien, Individuen) die sittliche Wertung, die ihnen ihre Autoritäten aufdrängen, innerlich anerkennen.

Diese vierfache, seit Jahrtausenden ununterbrochene Moralpropaganda wird unterstützt durch die *ethische Selektion:* durch Erschwerung der Existenz- und Fortpflanzungsbedingungen der Verbrecher. Der subjektiv-unsittliche Mensch steht isoliert der auf objektiv-sittlicher Grundlage geschlossenen Gesellschaft gegenüber, die ihn so lange bekämpfen wird, bis sie ihn ausgerottet hat. —

3. Hundemoral und Menschenmoral.

Zur Illustration der Entstehung des sittlichen Wertes will ich ein *Analogon aus der Tierwelt* heranziehen.

Der wilde Mensch kannte ebensowenig eine Ethik wie das wilde Tier. Erst die Gesellschaft schuf dem Menschen eine Moral, erst der Mensch dem Haustier eine Quasi-Moral mit Gesetzen, Pflichten, Wertungen.

Hier gebe ich eine Darstellung der *Quasi-Moral des Hundes*, ihrer Entstehung und Wertung.

Das *oberste Sittengesetz* des Hundes lautet: *„Du sollst deinem Herrn gehorchen!“*

Der *detaillierte Sittenkodex* verlangt von ihm: „Du sollst deinen Herrn lieben, ihm dienen und ihn beschützen; du sollst ihm Treue und Anhänglichkeit wahren; du darft ihn nie verlassen; dich nie gegen ihn auflehnen, nie eine menschliche Wohnung verunreinigen, nie etwas fressen, was nicht für dich bestimmt ist; du sollst nie grundlos einen Menschen oder ein Tier anfallen und beißen; du sollst nicht durch übermäßiges Bellen deine Hausgenossen irritieren etc.“

Zu diesen allgemeinen Pflichten treten die *Berufspflichten*, die von Rasse und Stellung des Hundes abhängen: der Schäferhund hat andere Berufspflichten als der Jagdhund, der Wachhund, der Polizeihund, der Zughund, der Zirkushund und der Luxushund.

Wer Hunde kennt, muß beobachtet haben, daß sie bei Pflichterfüllung gutes, bei Pflichtverletzung schlechtes *Gewissen* äußern;

und daß die Äußerung schlechten Gewissens ähnlich, aber nicht identisch ist mit der Äußerung der Angst.

Das Sittengesetz des Hundes fordert teils *Beherrschung der Triebe* (des Defäkationstriebes, des Beißtriebes, des Belltriebes, des Rauftriebes, des Freiheitsdranges usw.), teils *Regulierung und Ausbildung der Triebe* (Jagdtrieb, Lauftrieb usw.): wie das menschliche Sittengesetz.

Quelle der Hundemoral ist der Egoismus des Herrn, des Menschen: er ist der alleinige Schöpfer der Hundemoral. *A priori gibt es ebensowenig eine Hundemoral wie eine Menschenmoral.*

Gut (brav, „sittlich") sind Hunde, Hundeeigenschaften und Hundetaten, die dem Herrn nützen, böse (schlimm, „unsittlich") solche, die ihn schaden. Der Herr, der Mensch, oktroyiert durch Lohn, Strafe, Suggestion dem Hunde die anthropozentrische Wertung, die ursprünglich den Hund nichts angeht.

Wie die Menschenmoral, entsteht auch die Hundemoral aus zwei Komponenten:

1. Wertsetzung durch den Herrn (resp. die Autorität, Gesellschaft);
2. Wertanerkennung durch den Hund (resp. die Autoritätsgläubigen, die Individuen).

Auch beim Hunde entsteht das *Gewissen* durch den Zwiespalt natürlicher und (quasi-)sittlicher Wertung; bei wilden Tieren existiert es nicht. Beim gezähmten, „zivilisierten" Tiere, beim Hunde, ist es der Vertreter des Herrn im Hunde; beim zivilisierten Menschen der Vertreter der Gesellschaft im Individuum.

Auslese und Vererbung spielen bei der Zähmung des Hundes die gleiche Rolle wie bei der Moralisierung und Zivilisierung des Menschen: die Verbrecher (bissigen, unbändigen Hunde) werden ausgerottet, nicht weiter gezüchtet; die Züchtung der „sittlichen" Hunde wird gefördert.

Bei Hund und Mensch ist der moralische Sinn kein ursprünglicher Instinkt, sondern ein Entwicklungsprodukt, ein *künstlicher Instinkt: kein Urteil, sondern ein Vorurteil.*

Vorurteile können jedoch begründet oder unbegründet, berechtigt oder unberechtigt sein: es fragt sich nun, ob das sittliche Vorurteil sich rechtfertigen läßt, oder nicht.

Hundephilosophen und Hundeethiker könnten versuchen, den Wert der Hundemoral etwa so zu rechtfertigen:

„Die Unterwerfung des Hundewillens unter den Menschenwillen ist Unterwerfung eines niederen Wesens unter ein höheres; es gibt keinen höheren Wert, als sich einer höheren Ordnung einzufügen und in ihr aufzugehen; ergo ist die Hundemoral — unabhängig von ihrer Entstehungsgeschichte — absolut wertvoll."

Ein zweiter Hundephilosoph würde dozieren:

„Höchster, absoluter Wert ist Züchtung der Gattung zu vollendetsten Typen; aus eigener Kraft kann der Hund dieses Ziel gar nicht oder erst in endlos langer Zeit erreichen; der Mensch züchtet Hunderassen, verlangt aber als Gegenleistung Unterwerfung unter seinen Willen: ergo ist diese Unterwerfung, als conditio sine qua non zur Höchstentwicklung — zum Wert —, wertvoll."

Ein dritter Hundephilosoph würde endlich folgende Sanktion entdecken:

„Die einzige Möglichkeit, der systematischen Ausrottung, die nach und nach alle Raubtiere bedroht, zu entgehen, bildet für den Hund die Unterwerfung unter den Menschen. Leben ist wertvoll; Sittlichkeit ist der einzige Weg zur Erhaltung der Gattung: also ebenfalls wertvoll."

Alle diese klugen Argumente und Rechtfertigungsversuche könnten nichts an der Tatsache ändern, daß die Hundemoral nicht diesen Erwägungen entsprungen ist, sondern dem Dauereinfluß menschlicher Dressur, Strafe, Belohnung, Lob und Tadel.

Ebensowenig kann irgendeine philosophische Rechtfertigung des sittlichen Wertes etwas an der Tatsache ändern, daß die positive Wertung des Sittlichen, die negative des Unsittlichen, aus der praktischen Wertung autoritativer Persönlichkeiten und Gruppen hervorgegangen ist. —

Aus seiner Entstehung läßt sich der Wert des Sittlichen nicht rechtfertigen: es gilt, andere Wege zu seiner Rechtfertigung zu suchen. —

4. Entwicklungstendenzen der Moral.

Als Entwicklungsprodukt bleibt Ethik stets der Entwicklung unterworfen.

Seit ihrer Entstehung schwankt sie, wie die menschliche Wertung überhaupt, zwischen *Eudämonismus* und *Evolutionismus.* In jüngster Zeit hat, durch die evolutionistischen Entdeckungen der modernen Naturwissenschaft, die *evolutionistische* Tendenz der Ethik stark zugenommen.

Im zweiten Dilemma, das zur Entscheidung zwischen *Trieb-* und *Zweckethik* drängt, entscheidet sich die Ethik der Gegenwart immer stärker für die *Zweckethik.* Diese Entwicklung ist eine Folge der zunehmenden Zivilisierung des Menschen: denn je schwächer die Triebe werden und je stärker die Rolle der Überlegung bei der Motivation wird, desto größer muß das Übergewicht der Zweckethik über die Triebethik werden. Diese Tendenz der Ethik ist ein Symptom der großen Aufklärungsepoche, in der wir leben.

Eine dritte Tendenz der modernsten Ethik ist die *relativistische,* die ebenfalls mit der Entwicklung der relativistischen Weltauffassung und der zunehmenden Skepsis in religiösen und philosophischen Fragen zusammenhängt. *Die relative Sittlichkeit ist die subjektive, die absolute die objektive.* Immer deutlicher zeigt sich die Tendenz der Ethik, auf die Festlegung einer objektiven und positiven Sittlichkeit zu verzichten und sich damit zu begnügen, die Menschen zur Erfüllung ihrer vermeintlichen Pflichten in selbstloser und selbstbeherrschter Weise anzuhalten.

Von der antiken Ethik unterscheidet sich die moderne darin wesentlich, daß sie, unter dem Einfluß christlicher Gedankengänge, ihren *Schwerpunkt von der Individualethik in die Sozialethik* verlegt. Diese Tendenz wird so stark übertrieben, daß Schopenhauer in seiner Abhandlung über die Grundlage der Moral die Individualmoral gar nicht zur Moral rechnet, die er gänzlich mit der Sozialmoral identifiziert; während Stoiker und Epikuräer sich fast ausschließlich mit der Individualethik beschäftigen. —

V. Kritik der sittlichen Wertung.

1. Methoden ethischer Wertkritik.

Wesensprinzip der Sittlichkeit ist Objektivität.

Entstehungsprinzip der Sittlichkeit ist der Selbsterhaltungs- und Machttrieb autoritativer Individuen. —

Der Wert der Sittlichkeit läßt sich aus ihrer Entwicklungsgeschichte nicht ableiten: denn sie ist weder göttlichen, noch übernatürlichen, noch kosmischen Ursprunges. Ebensowenig läßt sie sich durch eine instinktive Stellungnahme des Menschen zu ihren Aeußerungen rechtfertigen: denn unsere ethischen Werturteile sind nicht ursprünglich, sondern eingelernt oder angezüchtet; in unseren Eltern entstanden durch Tradition, in unseren Voreltern durch Egoismus.

Unsere sittlichen Urteile sind Vorurteile.

Mit dieser Feststellung ist nichts gegen ihren Wert gesagt: ein Vorurteil kann richtig oder falsch, begründet oder unbegründet sein

Es gibt zwei Möglichkeiten, den Wert des Sittlichen zu überprüfen: an ihren Früchten oder an ihren Wurzeln, aus ihren Folgen oder aus ihrem Wesen.

Zuerst wollen wir an Hand anerkannter Werte untersuchen, ob Sittlichkeit ein geeignetes Mittel zur Erlangung dieser Werte ist. Dann wollen wir prüfen, ob Objektivität, das Wesen aller Sittlichkeit, auf anderen Gebieten einen Wert repräsentiert und daraus auf den Wert der Sittlichkeit einen Induktionsschluß ziehen.

Wie die Anerkennung gewisser Gewichte Vorbedingung des Wägens, so ist die Anerkennung gewisser Werte die unumgängliche Voraussetzung alles Wertens.

Logisch ist letzten Endes jeder Wert anbeweisbar. Diese Erkenntnis leugnet keineswegs die Existenz von Werten und Wertunterschieden, sondern stellt bloß fest, daß *alle Wertsetzung irrationalen Ursprunges ist.*

Uns bleibt nichts übrig, als aus solchen irrationalen Quellen zu schöpfen, und jene Ziele als Werte anzuerkennen, auf die alles menschliche Streben sich richtet: *Glück* und *Entwicklung*. —

2. Sittlichkeit und Eigenglück.

Das eigene Glück ist ein ursprünglicheres Ziel menschlichen Wollens als das allgemeine. Es gilt nun zu entscheiden, ob Sittlichkeit ein geeignetes Mittel zur Förderung eigenen Glückes ist.

Zweifellos fördert fremde Sittlichkeit eigene Glückseligkeit. In einem altruistischen Milieu geht es uns besser, als in einem egoistischen. Daher ist die Institution der Moralität vom individualeudämonistischen Standpunkt aus zu begrüßen. —

Schwerer zu beantworten ist die Frage, ob auch *eigene* Sittlichkeit das eigene Glück steigert; ob, ceteris paribus, ein sittlicher Mensch glücklicher ist, als ein unsittlicher.

Bei der Beantwortung dieser Frage ist zwischen Individualmoral und Sozialmoral zu unterscheiden. In der Tendenz der Besonnenheit und Selbstbeherrschung liegt die Sicherung und Mehrung des Eigenglückes; daher ist diese Gruppe von Tugenden auch unter der hedonistischen Perspektive wertvoll.

Sozialmoralische Tugenden haben den Vorteil, bei der Mitwelt Achtung, Dankbarkeit und Liebe zu wecken. Oft sind diese Vorteile größer als der eventuelle Gewinn, den uns unsittliches Handeln einträgt. Schließlich ist Sittlichkeit noch mit dem Vorteil der Gewissensruhe verbunden.

Diesen *hedonistischen Vorzügen* der Sittlichkeit stehen entsprechende *Nachteile* gegenüber:

Sittlichkeit beraubt uns des mit innerer Handlungsfreiheit verbundenen Lustgefühles. Sie beraubt uns all jener besonderen Freuden, die nur Unsittlichkeit uns vermitteln kann. Sie schwächt unsere Stellung im Daseinskampfe gegen unsittliche Mitmenschen, denen jedes Mittel recht ist, und kostet uns mannigfache Opfer, Leiden und Entbehrungen zu Gunsten unserer Mit- und Nachwelt.

Teilweise lassen sich die Vorteile der Sittlichtkeit mit denen der Unsittlichkeit durch ein Leben verbinden, das nach außen den Schein und Ruf der Sittlichkeit wahrt und auf diese Weise Liebe, Dank und Achtung der Mitwelt sowie den Schutz des Staates, der Kirche und Gesellschaft erringt, während es sich innerlich an keine

sittliche Schranke hält und die Moralgesetze überall übertritt, wo sie dem eigenen Dauernutzen hinderlich sind. Mit einem Worte: *Sittlichkeit nach außen, Unsittlichkeit nach innen!*

Der hedonistische Nachteil dieser Maxime liegt im *Druck des Gewissens,* das sich, im Gegensatz zur Gesellschaft, mit dem Schein der Sittlichkeit nicht zufrieden gibt. Wer dazu die Kraft hat, für den ist es (hedonistisch) das Beste, sein Gewissen zu überwinden, es durch Training und Reflexion verstummen zu machen. Wer sich diese Kraft nicht zutraut, für den ist es besser, auch innerlich ein sittliches Leben zu führen und sich so von allen Skrupeln zu befreien, die jedes Glück verbittern können. —

Über den *hedonistischen Wert der Sittlichkeit läßt sich kein allgemeines Urteil fällen:* Sittlichkeit ist von diesem Standpunkt aus *weder ein Wert noch ein Unwert* und wird erst von den jeweiligen Umständen zu dem einen oder anderen geprägt.

Für die meisten Menschen ist es (hedonistisch) am günstigsten, im allgemeinen sittlich zu leben und nur fallweise, wenn Gefahr und Risiko gering, der zu erwartende Vorteil wahrscheinlich und groß ist, das Sittengesetz zu durchbrechen. —

Das Glück des *Ich im Augenblick* ist noch subjektiver als das hedonistische Dauerglück. Wem dieses Glück als höchster Wert gilt, für den hört jeder Wert der Sittlichkeit auf. Für ihn ist es gleich wertvoll, ob er seine momentane Befriedigung in einem Lustmord findet, oder in einem Akt selbstlosen Opfermutes. Auch die Besonnenheit, deren Ziel Dauerglück ist, verliert für ihn jeden Wert. So hängt auch die Wertung der Sittlichkeit von der Weltanschauung ab. —

3. Sittlichkeit und Allgemeinglück.

Gilt Allgemeinglück als höchster Wert, so ist alle eudämonistische Sittlichkeit, die diesen Wert erstrebt, wertvoll.

Die *Institution der Sittlichkeit* schützt den Menschen vor dem Uebel, das ihm von ihm selbst und seiner Mitwelt droht; so trägt sie *wesentlich zur Menschheitsbeglückung* bei.

Es läßt sich zwar nicht behaupten: sittliche Menschen sind glücklicher als unsittliche; wohl aber läßt sich behaupten: eine *sittliche Menschheit ist glücklicher als eine unsittliche.*

5*

Nichtsdestoweniger gilt dieser Wert nur für die Sittlichkeit im allgemeinen, nicht für jede sittliche Einzelhandlung. Viele sittliche Taten haben allgemeines Unglück, viele unsittliche Taten allgemeines Glück im Gefolge. Die Geschichte bietet unzählige Belege hierfür. Damit Sittlichkeit und Nützlichkeit immer zusammenfallen, müßten auch die Absichten aller Handlungen mit deren Wirkungen zusammenfallen, was tatsächlich nicht der Fall ist.

Um vom utilistischen Gesichtspunkt aus unbedingt wertvoll zu werden, müßte Sittlichkeit statt auf objektivistischer auf utilistischer Basis beruhen. Die heute anerkannte Sittlichkeit müßte einer *utilistischen Korrektur* unterzogen werden. In einer vollkommen utilistischen Ethik gäbe es keine Pietät gegen Verstorbene, keine Treue, die niemandem Gewinn bringt, keine sittlichen Schranken für unfruchtbare Menschen in der Sexualethik, kein Gebot der Demut, Wahrhaftigkeit nur innerhalb der Grenzen eigenen und fremden Nutzens etc., und vor allem keine evolutionistische Moral.

Der utilistische Wert der Moral ist durchaus immanent. Er ist eine Funktion vom Werte des Glückes, und sein Geltungsbereich reicht nicht weiter als dieser Wert.

Der utilistische Wert der Moral ist abhängig von *zwei unbewiesenen Voraussetzungen:*

1. von der Voraussetzung, *daß Glück ein absoluter Wert* ist, sowie
2. daß *Allgemeinglück wertvoller ist als Einzelglück,* daß also Glück eine summierbare Größe ist.

Beide Prämissen sind problematisch. Es ist wahrscheinlich, daß Glück nur eine Begleiterscheinung gewisser Werte ist, ohne selbst wertvoll zu sein. Es ist fraglich, ob mehr Glück vorhanden ist, wenn zwei Menschen sich freuen, als wenn ein einziger sich freut. Die Berechtigung, Gemütszustände zu summieren, leiten wir aus einer Analogie mit konkreten Größen ab, ohne daß diese Analogie hinlänglich zu rechtfertigen ist.

So gründet sich der utilistische Wert der Moral auf zwei Vorurteile. —

4. Sittlichkeit und Entwicklung.

Das zweite Hauptziel menschlichen Strebens ist: *Entwicklung.* Die evolutionistische Moral verhält sich zum Entwicklungswert wie die eudämonistische Moral zum Glückseligkeitswert.

Vom evolutionistischen Standpunkt ist die evolutionistische Moral zweifellos eine außerordentlich wertvolle Einrichtung resp. Erfindung. Dennoch sind nicht alle sittlichen Taten mit evolutionistischer Tendenz auch wirklich entwicklungsfördernd: sie sind es nur dann, wenn der evolutionistische Zweck mit der evolutionistischen Wirkung der Handlung übereinstimmt.

Die *eudämonistsche* Sittlichkeit ist vom evolutionistischen Standpunkt teils wertvoll, teils schädlich.

Wertvoll ist sie insofern, als sie durch Zusammenwirken das Leben erhält und steigert, während Unsittlichkeit zu gegenseitiger Bekämpfung und Ausrottung führt, also zum Untergang. Der Mensch ist ein soziales Wesen und seine Entwicklung ist stark abhängig von der Stellungnahme seiner Umwelt zu ihm. In dieser gegenseitigen Förderung liegt der evolutionistische Wert der eudämonistischen Moral.

Diesen evolutionistischen Lichtseiten stehen aber entsprechende Schattenseiten der eudämonistischen Moral gegenüber: sie erschwert und durchkreuzt durch die Unterstützung, die sie Lebensuntüchtigen und Schwachen angedeihen läßt, die natürliche Auslese, einen Grundpfeiler aller Entwicklung. Gleichzeitig hemmt sie auch die antisozialen Instinkte des Starken, des Herrenmenschen, und stört so die Entfaltung dieses Typus, der seit jeher Vortrupp höherer Menschheitsentwicklung war.

Auch die *Prämissen des evolutionistischen Wertes sind unbewiesen:* daß Erhaltung und Entwicklung der eigenen Spezies wertvoll, ihre Degeneration und ihr Aussterben übel sei; daß die Art und deren Entwicklung einen höheren Wert repräsentieren als das Individuum und dessen Entfaltung.

Soweit Sittlichkeit evolutionistisch wertvoll ist, beruht ihr *Wert ebenfalls auf Vorurteilen.* —

5. Sittlichkeit und Wahrheit.

Den Wert der Sittlichkeit aus ihren Konsequenzen abzuleiten, ist uns nur zum Teil gelungen. Denn von jedem Wert-Standpunkt aus ergab sich nur der Wert jenes Teiles der Sittlichkeit, der in *unmittelbarer* Abhängigkeit von dem betreffenden Werte steht, also:

die Individualmoral ist vom individual-eudämonistischen Standpunkt aus wertvoll;

die sozial-eudämonistische Moral ist vom sozial-eudämonistischen (utilistischen) Standpunkt aus wertvoll;

die evolutionistische Moral ist vom evolutionistischen Standpunkt aus wertvoll. — Im übrigen ist der Wert der Moral unbestimmt.

Durch diese Ergebnisse sind wir um keinen Schritt der Beantwortung der Frage näher gekommen, ob Sittlichkeit ihrem Wesen nach wertvoller sei als Unsittlichkeit. —

Das Wesen der Sittlichkeit ist Objektivität; ist Objektivität auf anderen Gebieten wertvoller als Subjektivität, so liegt der Schluß nahe, daß auch Sittlichkeit wertvoller sei als Unsittlichkeit. —

Wahrheit beruht auf Objektivität; sie ist das objektive Korrelat der subjektiven Meinung.

Irrtum, Schein, Lüge entstehen dort, wo die subjektive Meinung (Wahrnehmung, Aeußerung) zu den objektiven Verhältnissen im Widerspruch steht; deshalb sind *Irrtum, Schein und Lüge subjektiv,* persönlich. Wahrheit dagegen beruht auf Sachlichkeit, auf Objektivität.

So ist *Wahrheit durch Objektivität mit Sittlichkeit, Irrtum durch Subjektivität mit Unsittlichkeit verwandt.*

Sittlichkeit : Unsittlichkeit = Objektivität : Subjektivität = Wahrheit : Irrtum.

Nachstehende Tabelle zeigt, wie alle Sittlichkeit auf praktischer Anerkennug wahrer Verhältnisse beruht, alle Unsittlichkeit auf deren praktische Leugnung:

Tugenden	Sittlich	Unsittlich
Mitgefühl	Ich = Du	Ich > Du
Gemeinschaftsgefühl	Ich < Wir	Ich > Wir
Gerechtigkeit	Mein – Dein	Mein > Dein
Besonnenheit	Gegenwartspunkt = Zukunftspunkt Gegenwartspunkt < Zukunftslinie	Gegenwartspunkt > Zukunftspunkt Gegenwartspunkt > Zukunftslinie
Treue	Gegenwartspunkt = Vergangenheitspunkt Gegenwartspunkt < Vergangenheitslinie	Gegenwartspunkt > Vergangenheitspunkt Gegenwartspunkt > Vergangenheitslinie
Keuschheit	Ich < Nachkommenschaft	Ich > Nachkommenschaft
Pietät	Ich < Vorfahren	Ich > Vorfahren
Wahrheitsliebe	A $\cong$ A	A $\cong$ Nicht A
Demut	Ich < Welt	Ich > Welt

Unter der Voraussetzung, daß Wahrheit absolut wertvoller sei als Irrtum, läßt sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit behaupten, daß auch Sittlichkeit wertvoller sei als Unsittlichkeit. —

Obgleich Wahrheit allgemein als Wert empfunden und anerkannt wird, läßt sich ihr Wert dem Irrtum gegenüber logisch nicht beweisen. Es steht uns aber frei, den Wert der Wahrheit als Axiom anzuerkennen und an ihn a priori zu glauben.

Vielleicht verdankt jedoch die Wahrheit ihre Wertung nur dem *praktischen Nutzen,* den sie zu bringen pflegt. Denn aus jeder wahren Erkenntnis lassen sich Beglückungs- und Entwicklungsmöglichkeiten schöpfen; obgleich mitunter ein Irrtum für den Einzelnen wie für die Allgemeinheit nutzbringender ist als eine Wahrheit.

Ein zweiter Grund für unsere hohe Wertung der Wahrheit liegt in deren *sittlichen Sanktion,* das ist in ihrer Beziehung zu Wahrheitsliebe und Wahrhaftigkeit. Aus dem ethischen Wert dieser Tugenden wird auf den Wert der Wahrheit selbst geschlossen. Dieser *sittliche Wert der Wahrheit* kann uns aber nicht als Anhaltspunkt dienen: denn wir kämen in einen circulus vitiosus, wollten wir den Wert der Wahrheit auf den der Sittlichkeit und umgekehrt den Wert der Sittlichkeit auf den der Wahrheit zurückführen.

Schließlich läßt sich der Wert der Wahrheit auch *ästhetisch* sanktionieren: das Wahre, Echte ist schön, das Falsche, Gefälschte, Imitierte, Talmi — häßlich. *Der Wert der Wahrheit wurzelt also in dem der Schönheit, der Wert der Sittlichkeit in dem der Wahrheit.* So hängt das Wertproblem der Sittlichkeit mit dem Wertproblem der Schönheit zusammen. —

6. Sittlichkeit und Weisheit.

Wie Sittlichkeit und Wahrheit, so *beruht auch Weisheit auf Objektivität.*

Weisheit: Beschränktheit = Wahrheit: Irrtum.

Sittlichkeit ist praktische Weisheit, Unsittlichkeit praktische Beschränktheit.

Theoretische Objektivität ist Weisheit, praktische Objektivität Sittlichkeit;theoretische Subjektivität ist Beschränktheit, praktische Subjektivität Unsittlichkeit.

Sittlichkeit zu Unsittlichkeit, Weisheit zu Beschränktheit verhalten sich wie Weite zu Enge, wie Vogelperspektive zu Froschperspektive.

Weisheit und Sittlichkeit überwinden Zeit und Raum; Beschränktheit und Unsittlichkeit sind Gefangene von Zeit und Raum, vom Jetzt und Hier.

Weisheit und Sittlichkeit beruhen auf Wahrheit und Objektivität.

Beschränktheit und Unsittlichkeit beruhen auf Irrtum und Subjektivität.

Falls also Weisheit einen absoluten Wert repräsentiert, läßt sich daraus auf den Wert der Sittlichkeit gegenüber der Unsittlichkeit schließen.

Ebenso wie Wahrheit scheint uns auch Weisheit a priori wertvoll.

Logisch ist ihr Wert erstens auf ihre *praktischen Vorzüge* zurückzuführen: wie keine zweite Eigenschaft vermag Weisheit den Menschen glücklich zu machen; und nicht bloß glücklich für sich, sondrn auch nützlich für Mit- und Nachwelt.

Zweitens beruht der Wert der Weisheit auf ihrem *sittlichen Vorzug:* der Weise ist besonnen, gerecht, wahrheitsliebend, tolerant und demütig. Diese sittliche Sanktion der Weisheit dürfen wir aber ebensowenig in Betracht ziehen wie den sittlichen Wert der Wahrheit, weil sonst ein ähnlicher circulus vitiosus entstehen müßte.

Die dritte Sanktion der Weisheit ist deren *ästhetischer Wert.* Weisheit ist verwandt mit Seelengröße; sie macht den Menschen stark und groß, frei und harmonisch. Wie der Edle und der Heilige, war auch der Weise stets ein Idealtypus, ein ästhetisches Menschheitsideal. Beschränktheit (Borniertheit) hingegen ist häßlich, ist verwandt mit Bosheit, Schwäche, Seelenkleinheit, kurz, mit knechtischer Lebensanschauung. —

Wie Weisheit und Wahrheit, so *repräsentiert Objektivität* selbst einen *ästhetischen Wert.* Denn Objektivität ist verwandt mit dem ästhetischen Grundwert der *Harmonie.* Der Mensch, der theoretisch und praktisch objektiv orientiert ist, lebt in Harmonie mit seiner Umwelt, während der subjektive Mensch in disharmonischem Verhältnis mit sich selbst und seiner Umwelt lebt.

Im Verhältnis von Sittlichkeit und Schönheit liegt der Schlüssel zum ethischen Wertproblem. —

7. Würdigung der Ethik.

Die Moral ist eine der großartigsten Schöpfungen der Menschheit. Sie hat es vermocht, den Menschen zu zivilisieren, ihn aus einem Tiere in einen Menschen zu wandeln. Sie hat den Menschen vor seinem schlimmsten Feind geschützt: den Menschen. Sie hat dem Menschen den stärksten Bundesgenossen gegen die feindlichen Naturgewalten zugeführt: den Menschen.

Sittlichkeit ist im gleichen Sinne wertvoll, wie Medizin und Technik: wie Medizin den Menschen vor Krankheiten, Technik vor Naturkatastrophen schützt, so schützt Ethik ihn vor seinen Mitmenschen. Wie der Technik und Medizin, so ist es auch der Ethik gelungen, das menschliche Dasein erträglicher und reicher zu gestalten.

Dennoch ist *Ethik Menschenwerk:* von Menschen für Menschen geschaffen. Ihr Wert ist entliehen, ihre Gesetze weder in der engen menschlichen, noch in der großen kosmischen Natur begründet. *Aus den Naturgesetzen lassen sich die Sittengesetze nicht ableiten.*

Die *Ethik ist menschlich orientiert:* ihre Grenze ist der von Lebewesen bewohnte Teil unseres Globus; ihr Wert ist vor allem ein Produkt der Gesellschaft, ein soziales Phänomen. So scheint die Ethik *relativ wertvoll, absolut wertlos.*

Dennoch *enthält die Ethik auch Elemente absoluter, kosmischer Werte.* Ihre Abstammung von der Objektivität, sowie ihre Verwandtschaft mit Wahrheit und Weisheit lassen darauf schließen, daß sie zu einem Komplex höherer Werte in Beziehung steht.

Dieser Komplex höherer, allgemeinerer Werte, in denen Ethik gipfelt, ist:

Schönheit.

Zweiter, positiver Teil:

Hyperethik

I. Schönheit.

1. Elemente der Schönheit.

Schönheit ist Lebensentfaltung. Je intensiver, gesteigerter, harmonischer Leben erscheint, desto schöner.

Allem Leben (das hier die weiteste Bedeutung hat: Kraft, Energie, Wille zum Leben, Wille zur Macht) liegt die Doppeltendenz zugrunde:

Vitalität und *Harmonie.*

Vitalität schafft *Inhalte,* Harmonie *Formen.* Das Wesen aller irdischen Erscheinung ist Leben, das in Form überströmt: harmonisches Leben, lebendige Harmonie.

Vitalität (Kraft) ist das *männliche* Weltprinzip;

Harmonie (Form) ist das *weibliche* Weltprinzip.

Kraft will Form, Form will Kraft; zu jeglicher Schöpfung gehören beide Lebenselemente (Bisexualität des Organischen, Bisexualität des Genialen).

Die *dynamische Schönheit,* in der das männliche Prinzip überwiegt, nennen wir dionysisch, romantisch, heroisch;

Die *statische Schönheit,* in der das weibliche Prinzip überwiegt, nennen wir appollinisch, klassisch, idyllisch.

Das *okzidentalische* Leben beruht auf *dynamischer* Schönheit: auf Richtung, Tat, Entwicklung;

das *orientalische* Leben beruht auf *statischer* Schönheit: auf Ruhe, Weisheit, Geschlossenheit.

Symbol okzidentalischen Wollens ist die *Gerade,* die ins unendliche vorwärtsschreitet; Symbol des orientalischen der *Kreis,* der in sich selbst geschlossen ist.

Die Schönheit des Löwen, des Adlers, des Helden, des Blitzes, der Eiche und der Flamme beruht auf deren *Kraft* (Größe, Intensität, Energie usw.) — die Schönheit des Regenbogens, der Perle, des Kristalls, des Akkordes, der Pyramide, des harmonischen Menschen und des logischen Gedankens liegt in der *Harmonie* (Rhythmus,

Klarheit, Reinheit, Regelmäßigkeit, Proportion, Ordnung, Logik usw.).

Den *Gipfel der Schönheit* erringt nur die *Synthese von Kraft und Form*, von Energie und Harmonie, Tatkraft und Weisheit, Freiheit und Ordnung. Die Kunst der Griechen und der Renaissance, Shakespeares und Goethes war sowohl romantisch wie klassisch, heroisch wie idyllisch, dionysisch wie apollinisch: mann-weiblich, west-östlich. Denn nur in niederen Sphären sind jene Gegenpole Gegensätze: *auf höherer Ebene begegnen sie sich.* Stärkstes Leben wirkt sich in Harmonie aus; vollendete Harmonie zeugt Leben. —

2. Objektive und subjektive Schönheit.

Neben der *objektiven Schönheit,* die in der Vitalität und Harmonie der Dinge selbst begründet ist, gibt es eine *subjektive Schönheit,* die auf einer *Relation* zwischen unserem Ich und einem bestimmten Dinge beruht. An dieser subjektiven Schönheit hat alles teil, was uns *gefällt.*

Objektive Schönheit: subjektiver Schönheit = objektive Sittlichkeit: subjektiver Sittlichkeit.

Objektiv schön ist jede Erscheinung gesteigerten und harmonischen Lebens.

Als subjektiv schön empfinden wir alles, was unser eigenes Lebensgefühl steigert und harmonisiert.

Die subjektive Schönheit ist sehr persönlich; für jeden Menschen sind andere Dinge schön und häßlich. Hat doch sogar jeder menschliche Sinn seine eigene Auffassung über die (subjektive) Schönheit eines Gegenstandes: manche Blumen sind für das Auge schön, für die Nase häßlich. Es wäre ein Irrtum, den Schönheitssinn auf Gesicht und Gehör beschränken zu wollen: *schönheitsempfänglich sind alle Sinne,* allen voran der Geruchsinn; denn dieser steht als Wächter am Tore des Atems und kontrolliert dort, welche Atmosphäre das Leben bedroht, und welche es fördert. Ein Duft, der unser Lebensgefühl steigert, steht an subjektiver Schönheit keinem Bilde, keinem Tone nach. Ebenso ist jede wohlschmeckende Speise schön — für den Geschmacksinn: auch sie steigert und harmonisiert unser Lebensgefühl.

Dem Schönheitssinn enge verwandt ist der *hygienische Instinkt.* Was unsere Gesundheit, also unsere Lebensentfaltung, bedroht, er-

regt in der Regel unseren *Ekel;* was unsere Gesundheit fördert, erscheint uns meist schön. Die meisten Bezeichnungen des Häßlichen: ekelhaft, grauslich, schmierig, schleimig, schmutzig, unappetitlich, widerlich — sind auf Äußerungen des hygienischen Instinktes zurückzuführen. —

In der Regel wirkt objektiv Schönes auch subjektiv schön. Denn *gesteigertes Leben wirkt meist lebensspendend, harmonisches Leben harmonisierend.* Durch indirekte, schädliche oder bedrohliche Einflüsse auf unser Leben wirkt aber mitunter objektiv Schönes herabstimmend auf unser Lebensgefühl und erscheint dann als unschön. Die Viper z. B. ist ein durch Kraft und Form schönes Tier; dennoch erscheint sie den Menschen, die sie fürchten, meist als häßlich, weil sie ihnen die Assoziation: Schlangenbiß — Krankheit — Tod aufzwingt und so ihr Lebensgefühl herabstimmt.

Objektive Schönheit allein genügt nicht, um uns zu gefallen: dazu muß noch etwas in ihr mit unserem eigenen Inneren korrespondieren. Nur verwandtes Leben kann zu unserem eigenen Leben in Beziehung treten, nur verwandte Harmonie die eigene steigern. Ein und dasselbe Ding ist dem einen schön, dem anderen häßlich: dem Furchtsamen erscheint die Schlange häßlich, dem furchtlosen schön. Dem, dessen Durst gestillt ist, erscheint ein Glas Wasser indifferent, das einem Verdurstenden schön dünkt, weil es sein Lebensgefühl steigert. Ebenso wirkt eine Frau (von ihrer objektiven Schönheit unabhängig) auf *den* Mann als subjektiv schön, dessen Erotik sie weckt, während sie gleichzeitig einem anderen, der nicht auf sie reagiert, häßlich erscheinen mag. —

Die meisten Dinge üben keinen so unmittelbaren Einfluß auf unser Lebensgefühl aus, daß wir sie *unmittelbar* als schön oder als häßlich empfinden. Diese ästhetischen Vorzeichen erhalten sie erst durch die *Assoziationsgruppe,* mit der wir sie gewohnheitsmäßig verbinden.

Für die Relativität des subjektiv Schönen und dessen Abhängigkeit von der Assoziation gibt uns Plutarch ein schönes Beispiel. Er schildert, wie der junge Alkibiades beim Ringkampf einen Gegner biß, und als ihm dieser zurief: „Du beißt, wie ein Weib!", entgegnete: „Nein, wie ein Löwe!" Damit hatte Alkibiades die Vorstellung des Beißens von der Assoziation: Beißen — Weib —

Schwäche — Häßlich losgelöst und in den neuen Komplex: Beißen — Löwe — Kraft — Schön eingefügt. — So bestimmt vielfach nur die Assoziation den Wert der Dinge, die an sich uns weder schön noch häßlich erscheinen.

Was dem Schönen gleicht und was vom Schönen ausgeht, verbinden wir auf Grund der Assoziationsgesetze mit ihm: jedes Symbol, jeder Ausdruck, jedes Symptom gesteigerter Lebensharmonie erscheint uns schön.

Objektiv schön sind, streng genommen, nur Kräfte und Harmonien (mathematische Verhältnisse); subjektiv können wir aber diese Schönheit nur in ihren Erscheinungsformen und Symbolen erkennen. So ist, letzten Endes, *alle subjektive Schönheit symbolisch:* Symbol des Lebendigen und Harmonischen, das in uns Leben und Harmonie weckt.

Der Zwiespalt von subjektiver und objektiver Schönheit löst die Frage, wieso die Menschheit trotz gewisser gemeinsamer Ansichten in ästhetischen Dingen einen so verschiedenen Geschmack zeigt. Dieser scheinbare Widerspruch klärt sich dadurch, daß es neben der einen, vom persönlichen Geschmack unabhängigen, objektiven Schönheit viele verschiedene Formen subjektiver Schönheit gibt, die sich nach der Beziehung eines jeden Menschen zu seiner Welt richten.

So ist *objektive Schönheit das konstante, subjektive Schönheit das variable Element der Schönheit.* —

3. Lust und Schönheit.

Das Leben manifestiert sich nach außen als Erscheinung, nach innen als Empfindung.

Wertvolle Erscheinungen bezeichnen wir als *schön,* wertvolle Empfindungen als *angenehm.*

Alle übrigen Werte (die ethischen inbegriffen) sind auf die beiden Grundwerte zurückzuführen: *Schönheit und Lust.*

Der Wert des Schönen und des Angenehmen scheinen uns evident. Unser Streben richtet sich auf Schönes und Angenehmes; wir fliehen und verabscheuen Häßliches und Schmerzliches.

Die Empfindungswelt kennt nur den einzigen Wert: Lust;
die Erscheinungswelt kennt nur den einzigen Wert: Schönheit.

Lust entsteht durch Befriedigung des Entfaltungsdranges, dem alle Triebe und Neigungen entspringen; objektiv kommt ihr kein Eigenwert zu; nur als *Symptom der Schönheit* wird Lust objektiv wertvoll.

Schönheit beruht auf Lebensentfaltung; sie ist die Voraussetzung jeder Lustempfindung; subjektiv kommt ihr kein Eigenwert zu; nur als *Ursache aller Lustgefühle* wird Schönheit subjektiv wertvoll.

So gehören Lust und Schönheit fremden Welten an: Lust der Empfindungswelt, Schönheit der Erscheinungswelt.

Objektiv betrachtet ist Schönheit primär, Lust sekundär;
subjektiv betrachtet ist Lust primär, Schönheit sekundär.

Objektiv ist Lust Funktion der Schönheit; subjektiv ist Schönheit Funktion der Lust.

Lust und Schönheit sind zwei Aspekte eines einzigen Wertes: Lebensentfaltung. Lust ist die Innenseite dieses Wertes, Schönheit dessen Außenseite. Harmonische Lebenssteigerung äußert sich in der Empfindung als Lust, in der Erscheinung als Schönheit. Was im Makrokosmos Schönheit, das ist im Mikrokosmos Lust.

Schönheit ist objektivierte Lust.
Lust ist subjektivierte Schönheit.

Lust und subjektive Schönheit fallen stets zusammen: was mir gefällt, genieße ich; was mir Lust schafft, gefällt mir.

Der Gegensatz von subjektiver und objektiver Schönheit spiegelt sich wieder im Gegensatze von Lust und objektiver Schönheit. Menschen, deren Lebensziel Lust ist, sind *Genießer;* Menschen, deren Lebensziel Schönheit ist, sind *Gestalter.*

Der Genießer strebt einzig nach Lust, unabhängig vom Grade objektiver Schönheit, die mit ihr verbunden ist; der Gestalter strebt einzig nach Schönheit, ohne Rücksicht darauf, ob sie ihm Lust oder Schmerz bringt. Denn dem Menschen, der in der Sphäre des Objektiven lebt, bedeuten Lust und Schmerz keine Gegensätze: das Nämliche erzeugt in einem schwächeren Organismus Schmerz, in einem stärkeren Organismus Lust. (Siehe S. 13.)

Genießer und Gestalter streben beide nach Schönheit: jener nach subjektiver, dieser nach objektiver. Der Genießer sucht die Schönheit im Subjektiven, im Ich-Jetzt, der Gestalter im Objektiven, im Überall-Immer. Das Ziel ist das gleiche, die Perspektive ver-

schieden. Hier begegnen wir auf höherer Ebene dem Gegensatz, der Sittlichkeit von Unsittlichkeit schied.

Schönheit: Lust = Sittlichkeit: Unsittlichkeit.

In höherem Sinne ist der Gestalter sittlich, der Genießer unsittlich.

Auch dieser Gegensatz versöhnt sich im Unendlichen: *höchste Glückseligkeit liegt einzig in der Vollendung.*

4. Liebe.

Liebe ist gesteigertes Leben, das über die Grenzen der eigenen Individualität dringt; sie beruht auf Lebensüberschuß, auf Seelengröße.

Jedes Erkennen, jedes Verstehen gründet sich auf Liebe. Unter der gestaltenden Kraft unserer liebenden Phantasie werden aus Bündeln verschiedenster Wellensysteme erst Gegenstände. Um Dinge unserer Umwelt wahrzunehmen, müssen wir Elemente unseres eigenen Lebens in sie projezieren.

Jedes Erkennen ist eine Begegnung: von Subjekt und Objekt, von Leben und Leben. Je mehr wir lieben, desto weiter kommen wir den Dingen, je schöner sie sind, desto weiter kommen die Dinge uns entgegen. Zu vollkommener Erkenntnis ist beides notwendig: Liebe des Subjektes und Schönheit des Objektes.

Es gibt kein rein passives Erkennen. Will ich ein Kunstwerk oder ein Buch verstehen, so muß ich es lieben; ohne liebevolle Einfühlung bleibt mir sein Innerstes verschlossen. Darum ist Liebe und Liebesfähigkeit Vorbedingung aller Kritik.

In viel höherem Maße gilt dies von der Beurteilung der Menschen. *Es ist nicht wahr, daß Liebe blind macht: Liebe, Liebe allein macht sehend, hellsehend; Haß blendet:* denn er zerstört die einzige schmale Brücke, die das Innere meines Nächsten mit dem meinen verbindet, und macht es mir so unsichtbar.

Liebe und Schönheit sind Korrelate: Liebe weckt Schönheit, Schönheit weckt Liebe. Was wir als schön erkennen, lieben wir; was wir lieben, erscheint uns schön.

Alle Schönheit, die wir in Natur und Kunst genießen, weckt in uns Sehnsucht nach Vereinigung mit ihr und nach ihrer Verewigung. Diese Sehnsucht wird in der *erotischen Liebe* potenziert: die objektiv schönen Eigenschaften des Geliebten wecken die Erotik des Liebenden; die liebende Phantasie des Liebenden ergänzt sie

durch subjektive Schönheiten, bis das geliebte Wesen zum Inbegriff und Symbol des Schönen an sich wird. Diese geliebte Schönheit will der Liebende mit seiner eigenen Persönlichkeit verschmelzen und diese Vereinigung über den Tod hinaus im Kinde verewigen. Vorgefühl dieser Vereinigung und Verewigung ist der symbolische Akt der Umarmung.

Liebe und Fruchtbarkeit sind Korrelate: Es liegt in der Tendenz der Liebe, aus dem Lebensüberschuß neues Leben zu schaffen, neue Schönheit zu gestalten.

Liebe will Leben: sie gipfelt in Zeugung;

Haß will Tod: er gipfelt in Mord.

Allem Geliebten wünschen wir ewiges Leben, alles Verhaßte wünschen wir tot. Deshalb ist *Liebe produktiv, Haß unproduktiv.*

Weil Liebe gesteigertes Leben ist, ist sie objektiv schön; weil Liebe das Lebensgefühl steigert, ist sie subjektiv schön und begleitet von Lust. —

5. Vom Künstler.

Jedes Menschen Weltbild ist das Spiegelbild seiner eigenen Seele.

Je harmonischer das Innere eines Menschen, desto empfänglicher ist es für die Harmonien der Welt: desto harmonischer ist ihm die Welt. Je vitaler eine Seele, desto intensiver lebt sie ihr Leben, desto lebendiger erscheint ihr die Welt.

Der Künstler ist der Mensch mit der reicheren, weiteren, lebendigeren Seele. *Genie ist Geist plus Liebe.* Der Überschuß seiner Vitalität, seiner Liebe und Geistigkeit, lebt sich in seinen Schöpfungen aus, die nur einen Abglanz jener Welt darstellen, in der er lebt.

Durch seine Werke leiht der Künstler der übrigen Menschheit seine schönheitssichtigen Augen, sein reicheres Herz und gewährt ihr Einblick in die schönere Welt, die ihn umgibt. Während wir ein Kunstwerk bewundern, fühlen wir uns unwillkürlich in die Seele seines Schöpfers ein, indem wir dessen Schöpfungsakt im Kleinen wiederholen: denn jedes *Wahrnehmen ist unvollkommenes Erschaffen.*

So genießen wir die große Seele des Künstlers in seinen Schöpfungen und wachsen an seiner Größe und Harmonie. Unter seiner Leitung gewinnen wir selbst an Vitalität und Harmonie, werden wir

selbst schöner und größer. Dieses innere Wachstum weckt in uns die Lustgefühle, die mit jedem Kunstgenuß verbunden sind.

Das *Genie ist der objektivste Mensch.* Er muß die Elemente aller Dinge in sich tragen, um zu allen Dingen in Beziehung treten zu können. Für ihn ist das objektiv Schöne auch subjektiv schön; er sucht und findet seine Lust in der objektiven Schönheit. Diese innerste Objektivität des genialen Menschen ist die Ursache seiner Wahrhaftigkeit und Weisheit.

Der geniale Künstler antezipiert die Gesetze des großen Kosmos und wendet sie, neuschöpferisch, auf den kleinen Kosmos seines Werkes an.

Der Unterschied zwischen Naturding und Kunstwerk ist der, daß *jedes Naturding Bruchstück des großen Kosmos* ist; während *jedes vollendete Kunstwerk seinen eigenen, geschlossenen Kosmos darstellt,* und so zum Abbild des ganzen Kosmos wird.

Der große Kosmos ist das vollendetste Kunstwerk: in ihm löst sich jede scheinbare Häßlichkeit in Schönheit auf. Ein verkrüppelter Baum, der uns häßlich scheint, trägt doch zur Schönheit des Urwaldes bei. Je weiter die Perspektive, desto größer die Schönheit. Das subjektiv Häßliche ist zurückzuführen auf Mangel an Distanz, auf Mangel an Objektivität.

Hätten wir Gottes Objektivität: die ganze Welt müßte uns schön erscheinen, wie ihm selbst am siebenten Schöpfungstage. Wer alles wahrhaft lieben könnte, müßte auch in allem das Schöne sehen: *die Mängel um uns beruhen größtenteils auf Mängel in uns.* Der Künstler, der mehr Liebe in sich hat, sieht schon in vielen Dingen Schönheiten, die allen übrigen Menschen verborgen bleiben. Diese Schönheiten holt er hervor und übersetzt sie mit seinen Darstellungsmitteln der schönheitsblinden Menschheit. Aus unscheinbarsten Gesichtern zaubern große Maler ewige Kunstwerke. Um in unerreichter Schönheit zu erstehen, mußte das Lächeln Giocondas in den göttlichen Augen Lionardos wiedergeboren werden.

Für den vollkommenen Künstler müßte, wie für Gott, die ganze Welt sich in Schönheit auflösen: *denn alles Dasein ist harmonisches Leben.* Es gibt nur verschiedene Grade des Schönen; es gibt kein Negativ der (objektiven) Schönheit, *es gibt kein (objektiv) Häßliches.* Alle scheinbare Häßlichkeit ist subjektiv und beruht auf einem perspektivischen Fehler. —

Ebenso wie es kein Negativum des Schönen gibt, gibt es, streng genommen, auch *kein Negativum des Sittlichen, kein Böses:* es gibt nur höhere und niedrigere Grade des Sittlichen wie des Schönen. Der Nullpunkt aller Sittlichkeit ist der rein subjektive Standpunkt des Ich-Jetzt, die Perspektive der Un-sittlichkeit, der Sitten-losigkeit: jenseits dieses Nullpunktes gibt es keine Steigerung, keine negative Skala des Sittlichen. Nie kann menschlicher Wille auf Negatives, auf menschlichen Schaden gerichtet sein: genau betrachtet, ist jedes scheinbar böse Wollen nur extrem egoistisch. Fremder Schmerz kann Mittel zum eigenen Genuß sein, nie Selbstzweck, nie Endziel des Willens.

Nur in der Mathematik gibt es negative Größen. Alle anderen Formen des Negativen sind relativ, subjektiv. In der Welt objektiver Kräfte und Verhältnisse gibt es nur verschiedene Grade des Positiven, gibt es Mehr- und Minder-wertiges, aber kein Un-wertiges, kein Negativum. —

Die Welt ist die Erscheinungsform der Schönheit: häßliches Leben wäre eine contradictio in adjecto. —

II. Hyperethik.

1. Hyperethik.

Schönheit als Prinzip menschlichen Handelns zeugt höhere Ethik.

Neben der Sittlichkeit gibt es auch eine Schönheit des Wollens, Handelns, Fühlens, Denkens, eine Schönheit der Persönlichkeit.

Diese Ästhetik des Menschen nenne ich *Hyperethik*. *Hyperethik ist ästhetische Ethik, ethische Ästhetik.* Ihrem Inhalt nach ist sie Ästhetik, ihrer Form nach Ethik. Sie ist die *Synthese von Ethik und Ästhetik.*

Ethik durfte ich sie nicht nennen; denn sonst wäre sie nicht zu unterscheiden von jenem Komplex von Lebensregeln, die auf allgemeinen und dauernden Nutzen zielen.

Ästhetik konnte ich sie ebenfalls nicht nennen; denn mit Ästhetentum pflegt sich die Vorstellung eines schwächlichen Quietismus zu verbinden, der passiv-beschaulich die Schönheit genießt: während der Hyperethiker aktiv-heroisch in sich und um sich Schönheit gestaltet.

So war ich zur Prägung eines neuen Namens gezwungen. *Hyper-Ethik bedeutet höhere Ethik.* Hyperethik ist keine Anti-Ethik; sie stellt sich in keinen Gegensatz zur Ethik: im Gegenteil, sie berührt sich mit ihr in vielen Punkten. Ihr Streben geht nur dahin, das menschliche Wollen auf eine breitere, allgemeinere Basis zu stellen, als es die Ethik ist; sie will an die Stelle unserer heteronomen, von Autoritäten uns aufgezwungenen Ethik eine *autonome* setzen, die unseren Instinkten entspricht Sie will unser Handeln in Einklang bringen mit den Tendenzen der Natur in uns und um uns, statt, wie die Ethik, einen Widerspruch zwischen Sittlichkeit und Natürlichkeit zu konstruieren.

Ihr Gebiet reicht weiter als das der Ethik: die Gesetze der Hyperethik, die zugleich die Gesetze der Ästhetik sind, umfassen nicht bloß den inneren und äußeren Menschen, sondern alles, was es in der Welt gibt. Doch auch hinsichtlich des Menschen reicht Hyper-

ethik weiter als Ethik: Ethik wertet bloß Absichten, Neigungen, Charaktere — Hyperethik wertet auch die äußere Handlung, die Geste, sowie die äußere Persönlichkeit, die körperliche und geistige Erscheinung und deren Stellung zur Welt.

Hyperethik kennt kein Verdienst und keine Schuld. Sie wertet den Menschen nicht anders als die übrigen Naturdinge und Kunstwerke nach seinen schönen Eigenschaften, ohne nach deren Entstehung und Ursache zu fragen. Die Zusammenpferchung eines Bäumchens zwischen höheren Nachbarstämmen erklärt zwar dessen Verkümmerung, entschuldigt sie jedoch nicht: denn schließlich hat jede Schönheit und Häßlichkeit ihre Ursache. Die Hyperethik zieht die logische Konsequenz aus dem Determinismus: an all unseren Vorzügen und Mängeln, schönen und häßlichen Taten sind wir gleich unschuldig; sie meidet die inkonsequente und oberflächliche Auffassung der Ethik, wir seien an unseren Charakterdefekten und Handlungen schuldig, an unseren Körper- und Geistesdefekten jedoch unschuldig. Denn faktisch tragen wir ebensowenig Schuld an unserer Armut, Krankheit und Häßlichkeit, wie an unserer Bosheit, Ungerechtigkeit und Verlogenheit: hyperethisch gibt es keinen Unterschied zwischen Tugenden und Vorzügen, zwischen Lastern und Mängeln, zwischen Schuld und Verhängnis: denn alles ist Schicksal. —

2. Grundtendenzen der Hyperethik.

Die Grundtendenzen der Hyperethik sind die Grundtendenzen der Ästhetik in ihrer Anwendung auf die Persönlichkeit.

Endziel der Hyperethik ist Lebensentfaltung, Persönlichkeitsentfaltung. Gesteigertes und harmonisches Leben ist hyperethisch.

Es gibt eine dreifache Lebensentfaltung:

1. *extensive* Lebensentfaltung;
2. *intensive* Lebensentfaltung;
3. *harmonische* Lebensentfaltung.

Dieser Dreiteilung unterliegen *Gefühl, Wille* und *Geist.*

Extensität des Fühlens (Einfühlen) ist: *Liebe;*
Extensität des Wollens (Einwollen) ist: *Macht;*
Extensität des Geistes (Eindenken) ist: *Erkenntnis.*

In der *Liebe* dehnt sich das gesteigerte Lebensgefühl auf andere Wesen aus: wir empfinden ihr Leid, ihr Glück als eigenes. Liebe

ist eine Funktion der Seelengröße. Das zeitliche Korrelat der Liebe ist die *Treue;* in der Treue weitet sich ein Gefühl nach der Zeitdimension.

Macht dehnt die Grenzen des Willensbezirkes über fremde Menschen und Dinge aus. Macht ist potenzierte Freiheit. Auch der Wille zur Macht entspringt der Seelengröße, der das eigene Individuum als Imperium zu eng ist. Das zeitliche Korrelat des Machtwillens ist die *Standhaftigkeit,* die einen Entschluß auch über weite Zeiträume hin fassen und aufrechterhalten kann.

Erkenntnis dehnt die Grenzen des Bewußtseins über fremde Dinge und Wesen aus. Der Drang nach Erkenntnis verbindet den Willen zur Liebe mit dem Willen zur Macht; Erkennen ist bewußtes Einfühlen und geistiges Besitzergreifen zugleich. —

Intensität des Fühlens ist: *Gefühlstiefe;*

Intensität des Wollens ist: *Willensstärke;*

Intensität des Geistes ist: *Geistestiefe.*

Gefühlstiefe ist die Fähigkeit, stark zu empfinden, intensiv zu genießen und zu leiden, heftig zu lieben und zu hassen. Gefühlstiefe ist eine Erscheinungsform der Seelenstärke.

Willensstärke ist Intensität des Wollens; auf sie ist alle Suggestion zurückzuführen. Auch Willensstärke ist ein Symptom der Seelenstärke.

Geistestiefe ist die Gabe, den Dingen auf den Grund zu schauen, tiefer in die Dinge einzudringen als andere Menschen. —

Die *harmonische Lebensentfaltung* schließlich tritt in Erscheinung als:

Harmonie der Gefühle;

Harmonie des Charakters;

Harmonie des Geistes.

Harmonie der Gefühle äußert sich als Stil- und Taktgefühl, als guter Geschmack und innere Haltung; sie bringt auch die tiefsten und stärksten Gefühle zueinander in Einklang und gibt dem Empfindungssubjekt Form und Schönheit.

Harmonie des Charakters gestaltet die Seele zum architektonischen Kunstwerk, indem sie alle widerstrebenden Willensrichtungen und

Charaktereigenschaften zueinander in harmonische Verhältnisse bringt.

Auf *Harmonie des Geistes* beruht alles logische Denken und Urteilen. Der Vorzug des logischen Gedankens vor dem unlogischen beruht auf seiner größeren Harmonie. *Der logische Wert wurzelt im ästhetischen.* Geistesharmonie schafft geistige Klarheit und Gesundheit. Verbunden mit Geistestiefe und Erkenntnis zeugt sie *Weisheit,* die schönste Erscheinungsform menschlichen Geistes. —

Wille zur Freiheit ist Wille zur Macht über sich selbst. In einer determinierten Welt kann Freiheit keinen anderen Sinn haben, als: *Freiheit von äußerem Zwang,* von fremdem Druck. Die Lebensentfaltung des Freien wird einzig durch seine individuelle Lebensintensität und die persönlichen Gesetze seiner inneren Harmonie begrenzt und bestimmt. So ist *Freiheit Vorbedingung aller Lebensentfaltung* und dadurch hyperethischer Wert ersten Ranges.

Tapferkeit und *Tatkraft* sind unmittelbare Äußerungen starker Vitalität und Vorbedingungen wahrer Freiheit. Nur, wer Furcht und Trägheit überwindet, kann zur Selbstentfaltung gelangen. So sind Tapferkeit und Tatkraft hyperethische Tugenden.

Auch *Wahrheit* ist ein ästhetisch-hyperethisches Ideal. Jeder Unwahrheit liegt eine Inkongruenz, eine Dissonanz zwischen Sein und Schein zugrunde: also eine Disharmonie; während Wahrheit auf der höchsten Harmonie der Kongruenz beruht. Jede Fälschung ist aus diesem Grunde häßlich: Marmorsäulen aus Holz, Bronzefiguren aus Gips, falsche Zähne und Haare, Talmi-Gentlemen usw. Ein und derselbe Gegenstand kann als modernes Fabrikat schön, als Fälschung einer Antiquität aber häßlich sein, weil dann in ihm eine Disharmonie liegt. Außerdem weist jede Lüge, Falschheit und Fälschung auf einen Schönheitsfehler hin, der verdeckt werden soll: so ist jedes Verleugnen ein Degradieren, ein Entwerten. Endlich ist alle Lüge und Falschheit häßlich als Symptom der Feigheit, Unfreiheit und Machtlosigkeit: der Schöne, Tapfere, Freie und Mächtige kann sich geben, wie er ist; er hat es nicht nötig, zu lügen. —

Schließlich ist *Ordnung* ein ästhetisch-hyperethischer Grundwert. Sie ist die unmittelbare Erscheinungsform der Harmonie. Alle Ordnung und Harmonie beruht auf *mathematischen Verhältnissen,* die mit Hilfe der Energie in Erscheinung treten.

3. Hyperethische Tugenden.

In Analogie zu den ethischen Tugenden will ich als *hyperethische Tugenden* alle jene Eigenschaften des Menschen bezeichnen, die seinen ästhetischen Wert heben.

Es gibt *vier hyperethische Kardinaltugenden:*

1. *Größe* (extensive Vitalität, Liebe, Macht usw.);
2. *Stärke* (intensive Vitalität);
3. *Freiheit* (Entfaltungsmöglichkeit);
4. *Harmonie* (harmonische Lebensentfaltung).

Jede hyperethische Tugend läßt sich auf mindestens eine dieser Grundtugenden zurückführen. —

Die nun folgende Aufzählung hyperethischer Tugenden ist *ungenau,* weil Persönlichkeit nicht auf mechanischer, sondern auf organischer Schönheit beruht; weil viele Tugenden erst durch die Verbindung mit anderen Eigenschaften zu einer Harmonie führen und erst dadurch schön werden. Die Einteilung der Tugenden muß willkürlich sein, weil die meisten Tugenden sich nicht von einer, sondern von mehreren oder von allen Kardinaltugenden herleiten: Tapferkeit z. B. ließe sich nach Belieben als Symptom der Größe, der Kraft oder der Freiheit auffassen.

Hyperethisch sind jene Eigenschaften, die Ausdruck oder Symptom der Größe, der Stärke, der Freiheit oder der Harmonie sind. —

Erscheinungsformen menschlicher *Größe* sind: Seelengröße, Großmut, Großzügigkeit, Großherzigkeit, Weitherzigkeit; Vornehmheit, Edelmut, Seelenadel, Gelassenheit; Liebesfähigkeit, Milde; Stolz; Weisheit, Geistesgröße; Macht, Ruhm; Wissen; Würde.

Erscheinungsformen menschlicher *Stärke* sind: Stärke des Geistes, Willens, Leibes, der Haltung, Bewegung, Stimme, des Ausdruckes und Auftretens; Tatkraft, Tapferkeit, Kühnheit, Standhaftigkeit; Gestaltungskraft, Lebendigkeit der Phantasie, Schärfe der Sinne und des Geistes; Klugheit.

Erscheinungsformen menschlicher *Freiheit* sind: Freiheit des Geistes, Charakters, Körpers, der Haltung und Bewegung, der Stimme, des Ausdruckes und Auftretens; Vorurteilsfreiheit, Unabhängigkeit; Reichtum; Beherrschung der Leidenschaften (nicht: Leidenschaftslosigkeit, die auf mangelnder Vitalität beruht); Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit; Ehre.

Erscheinungsformen menschlicher *Harmonie* sind: Ordnungssinn, Gerechtigkeit; Höflichkeit, Geschmack, Kunstempfinden, Schönheitssinn, Zartgefühl, Taktgefühl; Geschmeidigkeit und Harmonie des Geistes, Willens und Leibes, der Haltung, Bewegung und Stimme, des Ausdrucks und Auftretens; Gewandtheit, Grazie, Anmut; Gesundheit und Reinheit des Körpers und der Seele; Feinnervigkeit und Feinsinnigkeit, Bildung. —

Diesen hyperethischen Tugenden stehen als wichtigste *hyperethische Mängel* jene Eigenschaften gegenüber, die aus *Mangel an Größe, aus Schwäche, Unfreiheit und Disharmonie* hervorgehen:

Neid, Geiz, Kleinlichkeit, Schäbigkeit, Armseligkeit, Engherzigkeit, Beschränktheit, Gemeinheit, Mangel an Stolz; Schwäche, Unvornehmheit, Faulheit, Feigheit, Kriecherei, Heuchelei, Falschheit, Verlogenheit, Lieblosigkeit; Schamlosigkeit, Taktlosigkeit, Geschmacklosigkeit, Ehrlosigkeit; Erbärmlichkeit, Plumpheit, Roheit, Mangel an Grazie, an Phantasie und Geist; Ungeschicktheit, Verschrobenheit; Unlauterkeit, Unreinlichkeit, übler Geruch, körperliche Defekte, Verkümmerung, Krankheit; Unappetitlichkeit, Unhöflichkeit, Unbildung; Unfreiheit, Abhängigkeit, Armut. —

Die Tendenzen der Hyperethik sind identisch mit denen der Ästhetik; *Kunstwerke sind Materialisationen hyperethischer Werte.*

In einem vollendeten architektonischen Kunstwerk ist Monumentalität Symbol der Größe, Stabilität Symbol der Standhaftigkeit, Materialtreue Symbol der Wahrhaftigkeit, Zartheit Symbol der Grazie, Symmetrie Symbol der Gerechtigkeit, Harmonie Symbol der Harmonie und Ordnung, Tragkraft Symbol der Kraft; die Überwindung der Schwerkraft symbolisiert Freiheit; das Aufwärtsstreben der Pfeiler und Säulen weckt Sehnsucht nach Höherem, die gemeinsame Idee, die alle Details durchdringt, ist Symbol der Persönlichkeit.

Für die, die es fassen können, sind Kunstwerke Vorbilder, Lehrer und Bildner der Seele. —

4. Persönlichkeit.

Das hyperethische Ziel des Menschen ist: *Persönlichkeit.* Persönlichkeit ist *entfaltetes Menschentum;* ist die platonische Idee des Menschen.

Der *Kristall ist ein Gleichnis der Persönlichkeit.* Im Kristall entfaltet sich ein Mineral frei von äußerem Druck nach seinen inneren Gesetzen zu der ihm eigentümlichen Form, Farbe, Struktur; im Kristall gelangt sein Wesen zum klarsten, vollendetsten Ausdruck, im Gegensatz zu amorphem und kristallinischem Gestein. So verkörpert die Persönlichkeit die Vollendung des Menschen gegenüber der Masse verkümmerter, verkrüppelter, verstümmelter Individuen.

Im Schatten und unter dem Druck seiner Nachbaräste kann kein Baum seine Vollendung erreichen; er muß sich anpassen, muß einzelne seiner Äste verkrümmen, den Stamm selbst verkümmern lassen. Nur der freistehende Baum hat die Möglichkeit, sich nach allen Richtungen, seinen inneren Kräften und Gesetzen entsprechend, zu entfalten. Wie für Kristall und Pflanze ist auch für menschliche Persönlichkeitsbildung Freiheit Vorbedingung.

Persönlichkeit ist eine Funktion der Freiheit.

Doch ist der freie Mensch nicht weniger gebunden, als der unfreie: nur sind es bei jenem *innere*, bei diesem *äußere* Kräfte und Gesetze, die seiner Freiheit Schranken setzen. Die Freiheit des Kristalls besteht nicht darin, daß er sich eine beliebige stereometrische Gestalt wählen kann: sondern darin, daß ihm ein *inneres Gesetz* seine Form diktiert, nicht der *äußere Druck* des ihn umgebenden Gesteines.

Nur durch die Möglichkeit, seine Kräfte frei zu entfalten, lernt der Mensch deren natürliche Schranken kennen. Der Sklave, dessen Lebensentfaltung äußere Schranken hemmen, weiß nichts von den inneren: freigelassen ist er schrankenlos. Umgekehrt bedarf der, der innerlich schrankenlos ist, äußerer Stützen und Schranken, damit seine Seele nicht ganz deformiert: nur, wer die Gesetze der Schönheit *in* sich trägt, erträgt Freiheit, ohne seine Form zu verlieren.

Tapferkeit und *Tatkraft* sind nötig, um die Freiheit nach außen zu schützen; *Weisheit, Selbstbeherrschung* und *guter Geschmack* errichten die inneren Schranken der Freiheit. Ziel der Persönlichkeit ist: *Freiheit innerhalb der Grenzen des guten Geschmacks.*

Jedes unkritisch übernommene Vorurteil ist ein äußerer Zwang; jedes dem eigenen Inneren entsprungene Gesetz ist eine innere Bindung, ein Baustein zur Persönlichkeit. —

Persönlichkeit ist ästhetischer, kein ethischer Wert. Es gibt sittliche und unsittliche Persönlichkeiten; es gibt sittliche und unsittliche Unpersönlichkeiten.

Arbeit ist Zwang, Spiel ist Freiheit; je mehr sich die Arbeit dem Spiele nähert, je mehr Spiel-Raum sie der persönlichen Anlage, dem persönlichen Geschmack, der persönlichen Phantasie bietet, desto geeigneter ist sie zur Persönlichkeitsbildung.

Unter den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen hat im allgemeinen nur der Reiche und Mächtige die Möglichkeit zur Freiheit. Großen Naturen bieten *Reichtum* und *Macht* wunderbare Möglichkeiten zur Persönlichkeitsentfaltung; kleine Naturen werden zu Sklaven ihres Geldes und ihrer Stellung und verlieren durch sie jede Freiheit, jede innere Schranke. Zweischneidig wie der Reichtum ist die *Not:* starke Naturen härtet sie; zwingt sie zu stärkerem Widerstand gegen den starken Druck der Umwelt, zu Tapferkeit und Tatkraft, zu Weisheit und Selbstbeherrschung; schwache Naturen bricht sie; raubt ihnen die letzten eigenen, inneren Formen und macht sie so zum unfreien Spielball von Menschen und Verhältnissen. —

Es gibt verschiedene *Stufen der Persönlichkeit.* Jeder Mensch läßt sich idealisieren, d. h. mit Hilfe liebevoller Phantasie zu seiner *spezifischen Persönlichkeit* ergänzen. Denn jeder Mensch ist eine, durch Erziehung und Milieu, durch Arbeit, Not und Zwang verkümmerte Individual-Persönlichkeit. Eine höhere Stufe als die individuale ist die *typische Persönlichkeit,* die das Ideal eines Typus (der ideale Deutsche, der ideale Europäer, der ideale Aristokrat) restlos verkörpert. Je größer die Gruppe, deren Ideal eine Persönlichkeit repräsentiert, desto größer deren Vollendung: der ideale Europäer ist ein höheres Ideal als der vollkommene Deutsche, Franzose, Italiener. Jeder umfassendere Persönlichkeitstypus ist eine harmonische Synthese begrenzterer Persönlichkeitstypen — kein amorphes Konglomerat ihrer disparaten Eigenschaften: *je universaler der Mensch, desto größer.* Der vollendete Mensch müßte jenseits aller Rassen und Kasten stehen, deren gemeinsames Ideal er wäre.

Allen historischen Persönlichkeitsidealen gemeinsam war das Ideal des entfalteten Menschen, der sich, bei äußerer Freiheit, die inneren Schranken der Schönheit setzt: dem *Helden* und *Weisen*

des Altertums, dem *Ritter und Heiligen* des Mittelalters, dem *Grandseigneur* und der *grande dame* der Neuzeit, dem *Gentleman* der neuesten Zeit. Auch der *Bohémien* ist ein Versuch künstlerischer Menschen, den Widerständen der Armut zum Trotz zu Freiheit und Persönlichkeit zu gelangen, um der Unpersönlichkeit des Spießbürgerdaseins zu entfliehen. Die starke Vitalität des Bohémien sprengt die künstlichen Schranken, die seiner Entfaltung im Wege stehen — die große Harmonie des Gentleman errichtet durch Selbstbeherrschung neue, innere Schranken der Schönheit. —

Wie alle Formen der Schönheit beruht auch Persönlichkeit auf *gesteigerter Vitalität, die sich in Harmonie entfaltet:* auf *Größe* und *Kraft, Freiheit* und *Ordnung*.

Persönlichkeit ist das größte Naturphänomen und zugleich das höchste Kunstwerk. Weder Natur allein, noch Kunst allein: nur dem gemeinsamen, gleichgerichteten Streben von Natur und Mensch kann bisweilen das Wunder der Persönlichkeit gelingen.

III. Sanktion der Hyperethik.

1. Kosmische Sanktion der Hyperethik.

Hyperethisch wie die Gesetze der Kunst sind die Gesetze der Natur.

In einem anthropozentrischen Weltsystem, als dessen Mittelpunkt die Erde galt, beherrscht vom Menschen, der Krone der Schöpfung, ließ sich die Hypothese aufrechterhalten, es gäbe einen *ethischen* Gott, der das Gute belohnt, das Böse bestraft; daß die Welt dazu da sei, dem Menschen die Möglichkeit zur Erwerbung sittlicher Verdienste zu geben; daß menschliche Sittlichkeit dereinst zur Welterlösung führen würde.

Diese ethische Theologie, Kosmologie und Metaphysik mußte abdanken, als die Astronomie entdeckte, die Erde sei nur ein kleiner Teil eines kleinen Sternensystems; und als die Naturwissenschaft die Abstammung des Menschen vom Tiere nachwies. Aus dem Weltmittelpunkt ward der Mensch zu einem unter zahllosen Lebewesen auf einem unter zahllosen Gestirnen. Seine Lust und sein Leid, seine Sittlichkeit und seine Unsittlichkeit sind nur für ihn und seine Mitmenschen wichtig, kosmisch sind sie belanglos. Die *Entthronung des Menschen mußte die Entthronung der Ethik nach sich ziehen:* aus einer göttlichen Angelegenheit und Offenbarung wurde sie zu einer menschlichen Angelegenheit und Erfindung.

Der Kosmos ist amoralisch; die Natur ist amoralisch; *Gott ist amoralisch.* Jeder Versuch, Gott mit der Ethik zu verquicken, führt zu unlöslichen Widersprüchen: denn er fesselt Gott an den Planeten Erde, an das Tier Mensch. Es ist eine Blasphemie und Degradation Gottes, ihn als ethisches Wesen aufzufassen. Wollte man Gott in ein menschliches Symbol fassen, so dürfte man ihn nie mit einem Heiligen vergleichen, sondern nur mit einem Künstler, in dessen Seele neben dem Genius der Dämon wohnt. Gott als Schöpfer des unvergleichlichen Kunstwerkes Welt, genießt dieses sein Kunstwerk als ästhetischer Beschauer, ohne sich um Tugend und Laster, Glück und Unglück seiner Geschöpfe zu kümmern;

freut sich am ewigen Schauspiel lebendiger Kräfte, die miteinander ringen, die entstehen, wachsen, blühen und vergehen, um neuer Lebensentfaltung Platz zu machen. Der hyperethische Gott gleicht weniger einem Heiland als einem römischen Cäsar, der aus seiner Zirkusloge sich die Kämpfe der Menschen und Tiere betrachtet, ihr Leben und ihren Tod, ihren Jubel und ihr Entsetzen ohne Güte und ohne Mitleid, einzig bewegt vom Willen zur Schönheit und der Freude an Schöpfung, Lebensentfaltung, Weltgestaltung.

Ein ästhetischer Gott ist eine Denknotwendigkeit; ein ethischer Gott ist ein Paradoxon. Die Verquickung Gottes mit der Ethik hat zum Atheismus geführt: denn entweder ist Gott nicht sittlich oder nicht allmächtig. Auch wenn alle Menschen Heilige wären, würden die Tiere einander weiter verfolgen, quälen und auffressen, und Haß und Schmerz fänden kein Ende. Gott teilt im Daseinskampf dem Stärkeren den Sieg zu, nicht dem Sittlicheren; läßt seine Sonne gleichmäßig scheinen über Gute und Böse, Glückliche und Unglückliche. Das sittlich Gute zum Weltprinzip zu erheben, hieße Tatsachen fälschen.

Eine Rehabilitierung Gottes ist nur auf hyperethischer Basis möglich. *Gott ist nur glaubhaft als Prinzip der Schönheit.* Nur die Anerkennung der Schönheit als göttliches Prinzip kann den modernen Atheismus und Materialismus, den das ethische Zeitalter großgezogen hat, siegreich bekämpfen.

Kosmos heißt Schmuck, Kosmos heißt Welt. Schönheit ist Weltprinzip. Der Kosmos ist frei vom Sittengesetz, aber nicht frei vom Gesetz der Schönheit, das sich in Leben und Harmonie manifestiert. In all ihrer Mannigfaltigkeit ist die Welt, vom Gestirn zum Atom, Energie, die sich in mathematischen Verhältnissen auswirkt.

Energie und Harmonie, die Grundprinzipien der Ästhetik und Hyperethik, sind zugleich die Grundelemente der Welt.

Inhalt aller Dinge ist ein Wille zum Wirken; Form aller Dinge sind mathematische Verhältnisse.

Innerhalb der Schranken der Harmonie strebt jedes Ding nach Größe, nach Kraft, nach Freiheit. *Größe ist potenzierte Freiheit. Kraft ist potenzielle Größe.* Die Kardinaltugenden der Hyperethik sind identisch mit den Grundtendenzen der Natur.

Die Entwicklung zur Pflanze, zum Tier, zum Menschen läßt sich deuten als ein Wachstum zu größerer Freiheit und Schönheit.

Jedes Wesen strebt nach *Größe:* will sich entfalten, wachsen, sich fortpflanzen (Fruchtbarkeit ist Wachstum höheren Grades); es strebt nach *Stärke*, um im Daseinskampf zu siegen; nach *Freiheit*, um seine spezifischen Kräfte auswirken zu können; und schließlich nach *Harmonie*.

Die Entwicklung der Menschheit gehorcht den gleichen Tendenzen. Die bewegenden Kräfte der Weltgeschichte sind der Wille zur Macht und zur Freiheit, zur Kraft und zur Ordnung. Diesen Kräften verdankt die Menschheit auch ihren *technischen* Fortschritt: der Mensch will die Natur beherrschen, will sich ihre Kräfte aneignen, will sich befreien von den Schranken des Raumes, der Zeit und der Schwere, will die Welt harmonischer gestalten, als Künstler wie als Techniker, als Gelehrter wie als Politiker, als Bauer wie als Arbeiter.

Auch die *geistige* Menschheitsentwicklung fügt sich in diese hyperethische Evolution ein. Jedes Tier ist bestrebt, seine spezifische Waffe, der es Freiheit, Kraft und Macht verdankt (Zähne, Krallen, Hörner, Stacheln, Flügel, Beine usw.), zu entwickeln *Des Menschen spezifische Waffe im Daseinskampf ist der Geist.* Ihm allein verdankt das schwache Menschentier seinen überwältigenden Sieg über die anderen Tiere. Und wie die größte Zierde des Hirsches ein starkes Geweih, des Büffels starke Hörner, des Ebers starke Hauer sind, so ziert den Menschen ein starker Geist.

Vom Kristall zur Persönlichkeit gehorcht Natur *hyperethischen* Gesetzen und Tendenzen. Was der Ethik mißlingen mußte, das vermag die Hyperethik: *ihre Gesetze im Kosmos zu verankern.*

Nur der Hyperethiker erfüllt die Forderung antiker Philosophie: *Κατα φυσιν ζην*, der Natur gemäß leben; er allein wandelt die Naturgesetze in Moralgesetze, antizipiert die höchsten Tendenzen der Natur und überträgt sie bewußt aufs menschliche Leben.

„Zurück zur Natur!" heißt nicht: „Zurück zur Primitivität!", sondern: *„Zurück zum kosmischen Prinzip der Schönheit, zu Vitalität und Harmonie!"* Wer dieses hyperethische Gesetz befolgt, lebt naturgemäß, unter Wolkenkratzern so gut wie unter Palmen.

2. Erotische Sanktion der Hyperethik.

Eros zwingt den Menschen, die ästhetisch-hyperethischen Naturgesetze anzuerkennen.

Denn die *Natur selbst* diktiert die Gesetze erotischer Anziehung; der Verliebte ist nur ihr blindes, willenloses Werkzeug. Daß ihm die freie Wahl seines Liebesobjektes zusteht, ist Irrwahn; er wird von der Liebe ergriffen, ist passiv: aktiv ist Gott Eros.

Die Erotik schafft uns einen Einblick in die Werkstatt der Natur, aus der die kommenden Geschlechter hervorgehen. Nicht das Individuum: die Natur selbst scheidet durch die Augen männlicher, durch die Augen weiblicher Erotik jene Eigenschaften und Typen deren Erhaltung und Fortpflanzung sie wünscht, von denen, die sie ausrotten und aussterben lassen will.

Der Grad des sexuellen Begehrens, den ein Mensch (oder ein Tier) beim anderen Geschlechte *auslöst, ist das Maß seines biologischen Wertes.* Dieser biologische Wert ist der objektivste, der uns erkennbar ist: bei jeder anderen Wertung sind Menschen Schiedsrichter; die erotisch-biologische Wertbestimmung hingegen erfolgt sub specie naturae.

Es gibt individuelle und allgemeine Gesetze der erotischen Anziehung. Die *individuellen* Gesetze schreiben jedem Individuum den Partner vor, in den es sich zu verlieben hat. Je niedriger orgasiert ein Mensch ist, desto leichter fällt ihm die Gattenwahl: Denn fast von jedem gesunden Individuum anderen Geschlechtes hat er Kinder zu erwarten, die ihm an Wert nicht nachstehen. Der höher organisierte Mensch hingegen findet nur schwer ein Wesen, das seine eigene Art noch hinaufzuzüchten imstande wäre. Für ihn ist die Gefahr einer hyperethischen Mesalliance größer, die Wahl verantwortungsvoller und schwieriger.

Chinas Stagnation dürfte zum Teil darauf zurückzuführen sein, daß dort die Naturgesetze der Gattenwahl mißachtet, und die Ehen, statt nach den Prinzipien der erotischen Attraktion, nach den Wünschen der Eltern geschlossen wurden.

Der individual-erotische Wert verhält sich zum allgemein-erotischen wie die subjektive Schönheit zur objektiven.

Gewisse Eigenschaften steigern den *allgemein-erotischen Wert* eines Menschen; machen ihn erotisch reizvoller, begehrenswerter. Die erotische Wirkung dieser Eigenschaften ist ein Symptom dafür, daß es Natur auf ihre Verbreitung und Verewigung abgesehen hat.

Erfahrung lehrt, daß die *Eigenschaften von allgemein-erotischem Wert sich mit den hyperethischen Tugenden decken;* daß der ästhe-

tisch-hyperethisch wertvollste Mensch auch das stärkste sexuelle Begehren weckt, während die ethischen Vorzüge eines Menschen seinen erotischen Wert nicht erhöhen.

Seit die Welt besteht, hatten schöne, leichtsinnige Frauen mehr Glück in der Liebe als häßliche, tugendhafte; hatten starke, kühne, böse Männer mehr Glück bei Frauen als feige und gutmütige Schwächlinge. Der Heilige hat erotisch keinen Vorsprung vor dem Verbrecher, wohl aber der Gesunde vor dem Kranken, der Schöne vor dem Häßlichen, der Starke vor dem Schwachen, der Held vor dem Feigling. Es kommt also der Natur nicht darauf an, eine heilige und moralische, sondern eine gesunde, schöne, starke Menschheit heranzuzüchten.

Aphrodite, die Göttin der Schönheit, war zugleich Göttin der Geschlechtsliebe. *Schönheit bestimmt und beherrscht die Gattenwahl.* Alle Wesen sind im Paarungsalter, in der Paarungszeit am schönsten. Das Tier ahnt und der Mensch weiß, daß nur die Steigerung seiner Schönheit ihm den Sieg im Geschlechtskampf bringen kann: der Gesang der Vögel und die Kosmetik der Menschen sind Funktionen der Erotik.

Die Schönheit in der Liebesperiode hat noch eine zweite Ursache: Nie ist Leben intensiver, als zur Zeit der Fruchtbarkeit; nur stärkstes Leben kann zeugen. Diese *Potenzierung der Vitalität in der Erotik* äußert sich nach außen als Schönheit, nach innen als Lust. *Die erotische Lust ist die Innenseite der erotischen Schönheit.* Könnten Blumen empfinden: ihr höchstes Glück fiele fraglos in die Periode ihrer höchsten Schönheit: in die Blütezeit.

Die wichtigsten Erscheinungsformen der Schönheit, in die Männer und Frauen sich verlieben, sind *Größe* und *Kraft, Mut* und *Geist, Harmonie* und *Reinheit, Grazie* und *Anmut.* —

Die erotische Wertung deutet auch die *Reihenfolge an,* nach der Natur die menschlichen Vorzüge wertet; *je stärker die erotische Anziehungskraft einer Eigenschaft, desto höher ihr biologischer Wert.*

Erfahrungsgemäß wird die Erotik am stärksten durch die *äußere Erscheinung* des geliebten Wesens bestimmt. Körperliche Gesundheit, Schönheit und Harmonie, Kraft, Anmut und Grazie sind für den erotischen Erfolg ausschlaggebender als sämtliche psychische Vorzüge. Mehr noch als für den Mann gilt dies für die Frau, deren

7*

Mission es ist, die Schönheit der menschlichen Form zu erhalten (Weib: Mann = Form Inhalt, s. S. 77).

Häufiger als die Frau kann der Mann körperliche Schönheitsfehler durch *hyperethische Charaktervorzüge* ersetzen und die Erotik des anderen Geschlechtes durch Willenskraft, Seelengröße, Edelmut und Tapferkeit wecken.

Schließlich sind auch die *geistigen Vorzüge* erotisch wertvoll: mitunter kann ein geistreicher oder genialer Mensch seine an Charakter- und Körperschönheit bevorzugten Rivalen im erotischen Wettkampf schlagen.

Bei diesen Ausnahmefällen darf aber nicht übersehen werden, daß jeder hyperethische Vorzug des Charakters und Geistes irgendwie auch die Schönheit der äußeren Erscheinung steigert: die Schönheit des Blickes, der Mine, Haltung, Bewegung und Stimme. Verbrecherohren sind häßlich, Idiotenstirnen sind häßlich. Die Erscheinung eines Mannes, dessen Ausdruck und Haltung feige und schlapp, dessen Blick borniert, dessen Sprache läppisch ist, kann nicht schön sein; ebenso ist für die Schönheit der Frau Vitalität in ihren diversen Erscheinungsformen gleich unentbehrlich wie Harmonie. Auch der erotische Wert psychischer Eigenschaften ist also auf deren physische Manifestationen zurückzuführen.

In der Erotik wertet Natur am höchsten die Vorzüge des Körpers, dann die Vorzüge des Charakters, schließlich die Vorzüge des Geistes.

Überall aber ist *Schönheit der einzige Wert, den Eros anerkennt: so sanktioniert auch er die hyperethische Wertung.*

3. Instinktivistische Sanktion der Hyperethik.

Jedes Streben setzt bewußtes oder unbewußtes Werten voraus. Wir erkennen die natürlichen Werte an der Anziehungskraft, die sie auf unseren Willen ausüben.

Endziele menschlichen Wollens sind *Glück* und *Entwicklung*. Streben nach Glück ist Streben nach einem Maximum an Lust und Minimum an Unlust. Streben nach Entwicklung setzt immer ein Entwicklungsziel voraus, dessen Wert auf Schönheit beruht.

Der Eudämonist will Lust, will subjektive Schönheit;
der Evolutionist will Entwicklung, will objektive Schönheit.

So ist *alles menschliche Streben auf Schönheit gerichtet:* Schönheit ist der einzige Wert, den Natur in uns anerkennt. —

Das menschliche Streben nach *Freiheit, Macht, Größe* und *Kraft,* nach *Wissen, Reichtum* und *Ruhm* läßt darauf schließen, daß unser Unterbewußtes den Wert dieser Ziele anerkennt und somit *hyperethisch* orientiert ist.

Auch das Streben nach *Ehre* und *Würde* ist hyperethisch. Ehre ist der Inbegriff des hyperethischen Wertes, den wir für unseren Charakter in Anspruch nehmen und dessen Anerkennung wir von unserer Mitwelt fordern. Der Begriff der Würde ist mit dem der Ehre verwandt und ebenfalls hyperethisch; er beschränkt sich aber nicht auf den Charakter, sondern bezieht sich auf die Gesamtpersönlichkeit. Jahrtausende ethischer Erziehung haben es weder vermocht, den Ehr- und Würdebegriff auszurotten, noch ihn ins Ethische umzulügen: noch heute opfern hyperethisch wertvolle Menschen lieber ihre Tugend und ihr Leben, als ihre Ehre oder Würde.

Ebensowenig kann es die ethische Tradition verhindern, daß die Menschheit das Andenken der großen historischen Verbrecher und Massenmörder, von Alexander bis Napoleon, in Ehren hält, während sie gutartige Feiglinge verachtet. *Bewunderung, Achtung, Ansehen* und *Verehrung* kommt nur *hyperethischen* Eigenschaften und Persönlichkeiten zu, während häßliche verachtet und verabscheut werden. Richter in der Welt des *Sittlichen* hingegen sind *Billigung* und *Mißbilligung.* Die Raubzüge eines kühnen Piraten mißbilligen wir nicht minder als die Diebereien eines feigen Taschendiebes: aber wir verachten außerdem den Dieb wegen seiner Feigheit, während wir den Seeräuber wegen seines Mutes bewundern.

Unsittliche Handlungen bereuen wir; häßlicher Taten und Eigenschaften schämen wir uns; vor unhygienischen Dingen und Handlungen ekeln wir uns. Scham und Ekel sind nahe verwandt.

Stolz sind wir auf schöne Taten und Eigenschaften. *Scham und Stolz sind die Äußerungen des hyperethischen Gewissens.*

Der *stolze* Mensch ist selber von seinem hyperethischen Wert überzeugt; der *eitle* will seine Umwelt von demselben überzeugen. Stolz und Eitelkeit sind verkehrt proportioniert: je stolzer ein Mensch, desto weniger Wert legt er auf seine Anerkennung durch andere. Eitelkeit beruht auf Mangel an Stolz, an Selbstbewußtsein: der Eitle sucht die Anerkennung durch andere, weil er seines Eigen-

wertes nicht sicher ist. Der Stolze ist wahrhaftig, der Eitle muß lügen, muß sich verstellen. *Stolz ist schön,* denn er ist ein Symptom von Freiheit, Macht, Kraft und Größe; *Eitelkeit ist häßlich* als Symptom von Abhängigkeit, Ohnmacht, Schwäche und Kleinheit. — Nicht zu verwechseln mit Eitelkeit ist der Wille, schön zu sein und zu erscheinen; dieser Wille zur Schönheit ist hyperethisch wertvoll. —

Bevor *Kinder* der ethischen Suggestion ihrer Erzieher unterliegen, kennen sie keine ethische, nur ein hyperethische Wertung: sie lieben schöne Menschen und gehen auf sie zu, sie verabscheuen häßliche Menschen und meiden sie. Ebenso räumt der *Naturmensch* der Hyperethik eine größere Bedeutung ein, als der Ethik: den starken, tapferen, mächtigen Menschen stellt er, auch wenn dieser böse ist, höher als den mitleidigen, selbstlosen, guten. Seine hyperethischen Götter sind Abbilder seiner hyperethischen Ideale.

Im Innersten ist auch der Erwachsene, auch der Kulturmensch hyperethisch orientiert: ein ästhetischer Vorwurf verletzt ihn mehr als ein ethischer. Die meisten Menschen leiden viel mehr darunter, wenn man ihnen einen üblen Körpergeruch nachsagt, als einen sittlichen Defekt. Die schlimmsten Verleumdungen sind die ästhetischen. Der hyperethische Vorwurf der Häßlichkeit, Feigheit, Plumpheit, Geschmacklosigkeit, der Lächerlichkeit, Unvornehmheit, Ehrlosigkeit und Schmutzigkeit ist schlimmer als ein ethischer Vorwurf, der kein hyperethisches Urteil involviert, etwa: Rücksichtslosigkeit, Härte, Leichtsinn, Jähzorn, Hochmut.

Es gibt sogar unsittliche Eigenschaften, die wegen ihres hyperethischen Charakters geschätzt und bewundert werden: Verwegenheit, Tollkühnheit, Leidenschaftlichkeit, Herrschsucht, Ehrgeiz, Ruhmsucht und Stolz.

Das Zusammenwirken aller menschlichen Autoritäten, von Kirche und Staat, Eltern und Erziehern, hat es nicht zuwege gebracht, im menschlichen Empfinden die ethische Wertung der hyperethischen überzuordnen: *die Sehnsucht des Menschen nach Schönheit ist und bleibt stärker und elementarer als seine Sehnsucht nach Sittlichkeit.*

Die autonome hyperethische Wertung bleibt primär;
die heteronome ethische Wertung bleibt sekundär.

Wie die kosmische Natur beharrt auch die menschliche Natur eigensinnig auf ihre ursprüngliche Orientierung und *sanktioniert so den Wert der Hyperethik.* —

IV. Ethik und Hyperethik.

1. Ethik — Fragment der Hyperethik.

Ziel der Hyperethik ist Harmonie mit dem Universum; Ziel der Ethik ist Harmonie mit der Menschheit.

Gesetzgeber und Nutznießer der Hyperethik sind höher, aber ferner als die der Ethik. Hyperethik und Ethik gehören verschiedenen Sphären an:

Tugend ist menschlich, Schönheit göttlich.

Ein Hauptproblem der Hyperethik ist ihre Auseinandersetzung mit der Ethik. In dieser Frage kamen die beiden größten Hyperethiker der Neuzeit, *Nietzsche* und *Guyau*, zu entgegengesetzten Resultaten.

Der Immoralist *Nietzsche* sieht höchste Lebensentfaltung im Willen zur *Macht* und stellt infolgedessen sein hyperethisches Ideal, den Übermenschen, in ausgesprochenen *Gegensatz zur Moral.*

Der Moralist *Guyau* sieht höchste Lebensentfaltung in der *Liebe;* sein Übermensch ist ein Abbild Christi, seine Hyperethik mit der *Ethik identisch.*

Beide beurteilen das Problem einseitig: großes Leben manifestiert sich als Liebe *und* als Macht, als Sittlichkeit *und* als Unsittlichkeit. Es gibt sittliche *und* unsittliche Übermenschen: Zarathustra ist ein Ideal, Christus ist ein Ideal.

Die Natur kennt kein Schönheitsmonopol: die Schönheit der Lilie ist kein Argument gegen die Schönheit der Kamelie und Rose, die Schönheit Buddhas kein Argument gegen die Cäsars und Goethes. In ihrer Gestaltenfülle schafft Natur schöne Pflanzenfresser neben schönen Raubtieren, Gazellen neben Löwen.

Nietzsche und Guyau haben beide unrecht: *Ethik und Hyperethik sind weder Widersprüche noch identisch.* —

Dennoch gibt es vielerlei Beziehungen zwischen Hyperethik und Ethik.

Wir wissen aus unserer Ethik, daß sich alle sittlichen Neigungen zurückführen lassen auf zwei Grundtendenzen des Wollens: Einfühlung und Gerechtigkeit (s. S. 47).

Einfühlung ist Funktion der Vitalität,

Gerechtigkeit ist Funktion der Harmonie.

Einfühlung (Liebe) ist eine Form extensiver Lebensentfaltung; Gerechtigkeit ist vergeistigter Gleichgewichtssinn und dadurch eine Erscheinungsform des Harmoniegefühls.

Einfühlend ist nur eine reiche Seele;

Gerecht ist nur eine harmonische Seele.

Einfühlung und Gerechtigkeit sind hyperethische und ethische Werte zugleich: *in den beiden Grundtendenzen der Ethik begegnen wir den Urphänomenen der Hyperethik wieder.* —

Auch die *Objektivität*, die Basis aller Ethik, ist ein *hyperethischer Wert:* der objektive Mensch lebt in *Harmonie* mit seiner Umwelt, der subjektive in Disharmonie. So ist *Objektivität Funktion der Harmonie*, eines Grundwertes der Hyperethik.

Ethik ist ein Fragment der Hyperethik; nicht umgekehrt. —

2. Hyperethische Doppelgestalt sittlicher Tugenden.

Jede Tugend trägt hyperethisch einen *Januskopf:* sie kann schön oder häßlich sein, aus Größe oder aus Kleinheit hervorgehen, aus Stärke oder aus Schwäche. —

Mitgefühl kann hervorgehen aus Seelengröße, aus Vitalität, deren Reichtum die Grenzen der eigenen Persönlichkeit sprengt und deren Gefühlsüberschuß in andere Menschen überströmt; oder es kann ein Produkt sein der Schwäche, der Weichlichkeit und Wehleidigkeit: gegen *dieses* Mitleid richten sich die Anklagen Senecas und Nietzsches.

Gemeinschaftsgefühl kann einer gesteigerten Vitalität entspringen, die sich im großen Leben der Gemeinschaft entfalten will, weil ihr das individuelle Leben zu eng und begrenzt scheint; es kann aber auch im Bewußtsein eigener Schwäche und Ohnmacht wurzeln, im Anlehnungs- und Hilfsbedürfnis, im Gefühl der Unfähigkeit, allein den Daseinskampf zu bestehen.

Gerechtigkeit kann auf innerer Harmonie beruhen, die sich nach außen manifestiert; oder aber auf Unpersönlichkeit und Furcht vor der Verantwortung des Unrechtes.

Besonnenheit kann aus der gelassenen Kraft gebändigter Leidenschaft hervorgehen, aus sich selbst bezwingender Seelengröße; oder aber aus Mangel an Vitalität und an Tapferkeit, aus Zaghaftigkeit, Feigheit und Schwäche.

Treue kann beruhen auf der Standhaftigkeit eines festen Willens, den keine Versuchung und keine Gefahr erschüttern kann; oder aber auf Trägheit, auf Mangel an vorausblickender, schöpferischer Phantasie, auf Klebrigkeit und Ängstlichkeit.

Keuschheit kann in der Bändigung einer starken Erotik durch einen noch stärkeren Willen bestehen; sie kann aber auch Ausdruck schwacher Sexualität als Symptom schwacher Vitalität sein, Angst vor starken Gefühlen und Erlebnissen, Feigheit und Schwäche: diese häßliche Keuschheit verbindet sich gerne mit Lüsternheit.

Pietät kann auf Erweiterung des eigenen, großen Lebensgefühles auf vergangene Generationen beruhen; oder aber auf nicht überwundener, infantiler Angst vor Eltern, Lehrern und Toten: auf Schwächegefühlen.

Wahrheitsliebe kann Ausdruck von Seelengröße und Tapferkeit sein, die sich nicht davor scheut, Wahrheiten zu erkennen und zu bekennen; oder aber eine Folge von Phantasielosigkeit, Denkfaulheit, Einfältigkeit und Angst vor der Verantwortung des Lügens.

Demut kann aus Weisheit und Seelengröße hervorgehen; oder aber aus Feigheit vor Gott und den Menschen, aus Mangel an Selbstbewußtsein, an Stolz und Scham; diese Demut (Bescheidenheit) beruht auf Minderwertigkeitsgefühlen und ist erbärmlich. —

So hat jede Tugend, die gleichzeitig schön ist, ihren häßlichen Doppelgänger. Die Verwechslung dieser beiden Tugendformen hat Nietzsche dazu verführt, in der Bekämpfung der alten Moral zu weit zu gehen.

Es ist die niederträchtigste Form nicht faßlicher Verleumdung, Manifestationen schöner Tugend auf deren häßlichen Doppelgänger zurückzuführen. Umgekehrt ist es sehr beliebt, Schwäche und Feigheit in die Maske der Güte zu kleiden. Nichts hat die Güte hyperethisch mehr kompromittiert, als dieser Mißbrauch. —

3. Hyperethische Güte und Bosheit.

Der *hyperethische Vorzug des guten Menschen liegt in der Harmonie,* die eine Folge seiner Objektivität ist. Dieser Vorzug verbindet sich aber oft mit einem *Mangel an Vitalität.* Dem Temperamentlosen und Kalten, dessen Persönlichkeitsgefühle verkümmert sind, fällt die Beherrschung seiner schwachen Subjektivität leichter als dem Starken und Temperamentvollen. Dieser *sittliche Schwächling,* dessen Harmonie nur auf Kosten seiner Vitalität gedeiht, ist *gutmütig, nicht gütig.* Grundtrieb seiner Gutmütigkeit ist *Furchtsamkeit* und *Feigheit.* Seine Tugend ist unschön, verächtlich, erbärmlich.

Den Gegensatz zu diesem Guten aus Schwäche bildet der *Böse* aus *Kraft,* dessen gewaltige Vitalität alle Harmonie und Objektivität sprengt. Seine subjektive Einstellung gibt seiner Vitalität einen Brennpunkt, durch den sie intensiver wirkt als die objektive Vitalität des Guten. Die Grundkraft dieses Bösen ist der *Wille zur Macht,* der Wille, sich gewaltsam die Herrschaft über Dinge und Menschen anzueignen. Böse aus Kraft ist der Übermensch Nietzsches, der Herrenmensch, der Renaissancemensch. Die Entfaltung seiner Persönlichkeit geht auf Kosten fremder Persönlichkeit, ihrer Größe, ihrer Kraft, ihrer Freiheit und ihrer Harmonie. Dieser Böse ist erbarmungslos, treulos und pietätlos; setzt sich über alle Schranken der Gesellschaft, der Sitte, der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit hinweg und zügelt keine seiner wilden Leidenschaften; frei von Demut sagt er in prometheischem Trotz der Weltordnung selbst den Kampf an. Dieser Böse aus Kraft ist, wie der Blitz, trotz seiner Gefährlichkeit schön.

Und dennoch bleibt er hyperethisch unvollkommen, weil ihm die zweite Komponente der Schönheit: die Harmonie der Objektivität, fehlt.

Den *höchsten menschlichen Typus* stellt nicht der Böse dar, sondern der *Gute aus Kraft, der Gütige.* Der Gütige verbindet die Vitalität des starken Bösen mit der Harmonie des schwachen Guten. Seine Kraft setzt sich, statt in Macht, in *Liebe* um. Der Liebende kann groß und harmonisch, stark und gerecht sein; der Machthungrige muß, um seine Kraft und Größe zu mehren, auf Harmonie und Gerechtigkeit verzichten. Das Wachstum des Liebenden be-

steht darin, daß er immer größeren Kreisen von Menschen und Dingen Leben und Harmonie spendet, daß sein Lebensgefühl immer mehr Wesen umfaßt, daß er statt eines Lebens viele Leben lebt. Diese Güte des Gütigen entspringt überindividueller Größe, Kraft, Freiheit und Harmonie. Sie ist verwandt mit Weisheit und Wahrheit. Durch sie erreicht der Mensch seine höchste Schönheit, die Synthese des ethischen und hyperethischen Ideales, die *Kallokagathie*. Symbol dieser königlichen Güte ist die Sonne.

Den Gegenpol zu dieser Güte des Gütigen bildet die *Bosheit des Boshaften*. Sie ist ein Produkt des Ressentiment und beruht auf Schwäche, Ohnmacht, Unfreiheit. Der Gütige ist groß, stark, mächtig, frei und weise; der Boshafte ist klein, unfrei, ohnmächtig, beschränkt und verkümmert. Jeder Boshafte ist irgendwie verkümmert, verkrüppelt oder verwachsen: einen vollkommen schönen Menschen können wir uns nicht boshaft denken. Der Grundtrieb dieser Bosheit ist nicht Machtwillen, sondern *Neid*.

Diese Bosheit ist gehemmte Güte, wie Neid gehemmte Mitfreude, wie Grausamkeit (Schadenfreude) gehemmtes Mitleid (s. S. 15), Haß gehemmte Liebe ist.

Bosheit, Neid, Grausamkeit und Haß entstammen dem Mangel;
Güte, Mitfreude, Mitleid und Liebe entstammen der Fülle.

Freie Tiere können böse sein, nie boshaft. Boshaft wird ein Hund, den man an die Kette legt, den man in seiner Ohnmacht reizt, zur sexuellen Abstinenz zwingt, hungern und dürsten läßt. Die Bosheit der meisten Menschen rührt daher, daß sie zu lange an der Kette ihrer Mitwelt gelegen und von ihr gequält worden sind. Der Königssohn Siddharta konnte zum Buddha werden, weil er in seinen Entwicklungsjahren kein Leid von Menschen erfuhr und so kein Same der Bosheit in sein Herz gepflanzt wurde. Gebt den Menschen mehr Freiheit und Entfaltungsmöglichkeit, und ihre Bosheit wird von selbst absterben!

Boshaftigkeit ist ein Symptom der Abhängigkeit und Ohnmacht; boshaft ist der Knecht, der Sklave, der Beschränkte, der Krüppel, der Häßliche: seine eigenen Mängel rächt er an seiner Mitwelt, die er um ihre Vorzüge beneidet.

Hyperethisch gibt es je zwei Typen guter und böser Menschen, je zwei Typen schöner und häßlicher Charaktere:

Häßlich	I. Niedrigster Typus: *der Böse aus Schwäche* (Boshafte), ohne Vitalität, ohne Harmonie; Grundtrieb: *Neid.* II. Höherer Typus: *der Gute aus Schwäche* (Gutmütige), Harmonie ohne Vitalität; Grundtrieb: *Furcht.*
Schön	III. Höherer Typus: *der Böse aus Stärke* (Böse), Vitalität ohne Harmonie; Grundtrieb: *Machtwille.* IV. Höchster Typus: *der Gute aus Stärke* (Gütige), Vitalität und Harmonie; Grundtrieb: *Liebe.*

Der Gute aus Kraft ist dem Bösen aus Kraft näher verwandt als dem Guten aus Schwäche. Die Kraft des Bösen kann ihn schließlich zur Harmonie führen; er kann sich in einen Heiligen verwandeln (bekehren), während dieses Ziel dem gutmütigen Schwächling ewig unerreichbar bleibt. —

Der *Gute* ist das Ideal der Ethik; der *Edle* ist das Ideal der Hyperethik. Um edel zu sein, muß man

aus Größe gütig sein!
aus Stärke gütig sein!
in Schönheit gütig sein!
in Weisheit gütig sein!

4. Hyperethik als Gipfel der Ethik.

Alle evolutionistische Ethik ist hyperethisch. Ihr Ziel: höherer Mensch oder höhere Menschheit, schöpft seine Werbekraft immer aus der Schönheit. Übermensch, Genie, Heiliger, Joghi; Weltrepublik, Geistesherrschaft, Gottesreich — all das sind ästhetisch-hyperethische Ideale.

Die Entwicklung der Ethik vom Eudämonismus zum Evolutionismus fällt zusammen mit der Entwicklung der Menschheit von der Ethik zur Hyperethik. Nietzsche, der stärkste Vorkämpfer evolutionistischer Ethik, ist gleichzeitig der größte Hyperethiker.

Eudämonismus: Evolutionismus = Ethik : Hyperethik. —

Subjektiv sittlich ist jedes Handeln, das der eigenen Weltanschauung entspricht; objektiv sittlich wird das Handeln erst dann, wenn die betreffende Weltanschuung auch objektiv richtig ist. Diese Vor-

aussetzung erfüllt nur die hyperethische Weltanschuung, die in der Weltordnung begründet ist. Denn jede andere Weltanschauung stützt sich auf das subjektive Wertepaar Lust—Unlust; die Hyperethik allein vermeidet diesen perspektivischen Fehler und erkennt als einzigen objektiven Wert die Schönheit. *Objektiv sittlich also ist nur, wer die objektiven Gesetze der Hyperethik befolgt*, unbekümmert um den subjektiven Wert der Lust: also nur der Heroiker, nicht der Hedoniker; nur der Gestalter, nicht der Genießer; nur der Evolutionist, nicht der Eudämonist; nur der Hyperethiker/ nicht der Ethiker.

Sittlichkeit will praktische Objektivität sein. Ihre Objektivität beschränkt sich aber auf die Menschheit und auf die Perspektive. Die Hyperethik hebt beide Einschränkungen auf: ihre Objektivität umfaßt den Kosmos und den Wert.

Der ethische Mensch lebt in Harmonie mit der *Menschheit*, der hyperethische mit dem *Kosmos*. Der Kosmos steht so hoch über der Menschheit wie die Menschheit über dem Individuum; die *Hyperethik steht so hoch über der Ethik, wie diese über dem Egoismus*. Der Ethiker sieht die Welt bestenfalls sub specie hominum; der Hyperethiker sub specie Dei.

Der Hyperethiker allein hat die objektive Einstellung zum Universum. Er weiß, daß *objektivster Nutzen Schönheit* ist. Denn Schönheit nützt dem Kosmos im Kampfe gegen das Chaos; Sittlichkeit nützt höchstens den Menschen. Der ethischen Forderung: „Strebe nach objektivem Nutzen!" gibt Hyperethik die Bedeutung: *„Strebe nach Schönheit!"*; „Sei objektiv!" heißt: *„Sei schön!"* —

Hyperethik begnügt sich nicht mit dieser vollkommensten Objektivierung der Perspektive; sie *objektiviert auch den Wert*.

Lust ist der subjektive, Schönheit der objektive Wert; Schönheit ist objektivierte Lust.

Bei aller Objektivität der Perspektive beugt sich die eudämonistische Ethik vor dem subjektiven Werte der Lust; ob sie Augenblicks- oder Dauerlust, Individual- oder Allgemeinlust erstrebt, ist hier prinzipiell gleichgültig.

Hyperethik entscheidet sich für den objektiven Wert der Schönheit unbekümmert um den subjektiven Wert der Lust. Das verleiht der *Hyperethik ihren heroischen Charakter*.

Je größer die Objektivität, desto höher die Sittlichkeit;

Hyperethik ist objektiver als Ethik

ergo ist *Hyperethik sittlicher als Ethik.*

Ethik : Hyperethik = Menschheit : Kosmos = Lust : Schönheit = Subjektivität : Objektivität.

Hyperethik ist die konsequente Fortbildung der Ethik über sich selbst hinaus. Ethik fordert Objektivität; erst Hyperethik erfüllt diese Forderung restlos. *Ethik ist inkonsequent;* sie bleibt auf halbem Wege stehen.

Konsequente Weltanschauungen gibt es nur zwei:

1. *Hedonismus;*
2. *Hyperethik.*

Der *Hedonist* kennt keine andere Perspektive als die subjektive, keinen anderen Wert als die Lust.

Der *Hyperethiker* kennt keine andere Perspektive als die objektive, keinen anderen Wert als die Schönheit.

Zwischen Hedonismus und Hyperethik entscheidet nicht Vernunft, sondern *Glaube:* wer an objektive Werte glaubt, gelangt durch konsequentes Denken zur Hyperethik; wer an keine objektiven Werte glaubt, den führt die Konsequenz seiner Skepsis zum Hedonismus.

Jeder Hyperethiker ist ein Heroiker: denn er stellt Schönheit über Lust, Wert über Glück. *Heroisch* ist der Soldat, der für sein Ideal eines freien oder mächtigen Vaterlandes sein Leben freiwillig aufs Spiel setzt; heroisch ist der Revolutionär, der für die Idee der Freiheit, der Gegenrevolutionär, der für die Idee der Ordnung stirbt; heroisch ist der unbestechliche Richter und Beamte, dessen Ehre um keine Summe zu kaufen ist; heroisch ist der Künstler und Gelehrte, der auf Lebensgenuß verzichtet, um einzig seinem Werke zu dienen; heroisch ist der Märtyrer, der für sein Glaubensideal stirbt; heroisch ist jeder, der, unbekümmert um Leben und Tod, Lust und Leid, Haß und Liebe, Spott und Anerkennung es wagt, nach seinen eigenen Idealen zu leben.

Alles Heldentum wurzelt in *Demut,* in Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung. Weil Heldentum Lebenssteigerung ist, führt es meist zu höchster Lust: diese Lust ist jedoch Folgeerscheinung, niemals Ziel. —

Alles Heldentum ist schön, ist hyper-ethisch: über-sittlich. —

5. Genealogie der Hyperethik.

Seit der griechischen Aufklärungsperiode hat das Abendland *drei Weltanschauungsepochen* durchlebt:

1. Das Zeitalter der *naiven Bejahung* (Spätantike): eudämonistisch, optimistisch, bejahend.
2. Das Zeitalter der *Verneinung* (Mittelalter): eudämonistisch, pessimistisch, verneinend.
3. Das Zeitalter der *heroischen Bejahung* (Neuzeit): evolutionistisch, pessimistisch, bejahend.

Die *naive Bejahung ist optimistisch;* sie ist überzeugt von der Erreichbarkeit eines irdischen Zustandes, in welchem Lust das Leid überwiegt. Daß praktisch das Verhältnis von Lust und Leid umgekehrt ist, wird auf lokale und temporäre Umstände zurückgeführt; auf Kriege, auf Verfassungsfehler, auf falsche Weltanschauungen und dergleichen. Ziel der naiven Bejahung ist *Glückseligkeit.* Das Glücksproblem war das Grundproblem damaliger Philosophie, von Kyrenäikern und Epikuräern bis zu Stoikern und Kynikern: was sie unterschied, war die Methode des Glücksstrebens, nicht das Ziel. —

Dieser hoffnungsfreudigen Stimmung folgte eine Epoche der Resignation. Eine Verfassung hatte die andere abgelöst, auf die endlosen Kriege war der römische Dauerfriede gefolgt, und doch konnte alle so klug erdachte Lebensweisheit nichts an der Tatsache ändern, daß die Lustbilanz des Lebens passiv blieb. Der Optimismus wurde durch *Pessimismus,* Lebensbejahung durch *Lebensverneinung* abgelöst. Die Welt wurde *christlich,* blieb aber *eudämonistisch.* Dieser *pessimistische Eudämonismus* war das charakteristische Merkmal des Christentums. Der Mensch verzichtete nicht auf die Glückshoffnung, sondern verlegte sie aus dem trostlosen Diesseits in ein besseres Jenseits. An die Stelle des positiven trat *negatives Glückstrebens:* Weltflucht; Minderung des Leidens durch Minderung des Wollens, Unterdrückung der Vitalität und ihres Brennpunktes: der Sexualität, durch Entsagung und Verneinung; Kampf gegen das Jammertal des Lebens und gegen alles, was uns an dasselbe fesselt, vor allem gegen Lust und Schönheit; Sehnsucht nach Tod, Erlösung, Himmel. Stoiker und Kyniker stellten die Verbindung zwischen Epikuräern und Eremiten her, die bei aller Gegensätzlichkeit ihrer theoretischen und praktischen Konsequenzen doch auf dem *gemeinsamen Boden des Eudämonismus* standen. —

Mit der *Neuzeit* setzte die dritte Weltanschauung ein: die *heroische Bejahung*. Die kosmische Entthronung der Erde durch Kopernikus führte nach und nach zur Erkenntnis, daß menschliches Glück und Unglück, Tugend und Laster kosmisch recht belanglose Dinge sind; daß Natur nicht nach ethisch-eudämonistischen, sondern nach *ästhetisch—evolutionistischen Zielen* strebt. Allmählich ringt sich der Glaube durch, daß es *höhere Werte gibt, als Glück und Unglück* des Individuums oder der Gesamtheit; daß *Lust und Leid irrelevant* sind, im Diesseits wie im Jenseits; daß, *trotz des überwiegenden Erdenleides, Leben wertvoll ist, weil es darin nicht auf Genuß ankommt, sondern auf Entfaltung und Gestaltung*. So verläßt die hyperethische Weltanschauung der heroischen Bejahung endgültig die eudämonistische Auffassung zu Gunsten der *evolutionistischen* und bejaht das Leben *trotz* ihrer pessimistischen Erkenntnis. Sie widerlegt den Pessimismus nicht, sondern *überwindet* ihn. Sie sagt: „Mag auch das Leben mehr Leid bringen als Lust, es ist dennoch lebenswert, weil es Möglichkeiten zur Entfaltung und Gestaltung in sich birgt." Statt um Lust und Tugend kreist das heroisch-ästhetische Leben um den Pol der *Schönheit*.

Ursprünglich ist jedes Volk unbewußt heroisch: Heraklessage, Edda und Nibelungenlied sind Dokumente dieser Weltanschauung, die sich durch den Eudämonismus niemals ganz verdrängen ließ: die Welt der Ritter war mehr heroisch als christlich. Es bedarf aber nach der rationalistischen Aufklärung immer einer zweiten, irrationalistischen Aufklärung, um die ewigen Ideale des heroischen Zeitalters kritisch auferstehen zu lassen.

Praktisch setzte diese neue ästhetisch-heroische Weltanschauung in der *Renaissance* ein. Ihr erster theoretischer Verkünder war *Giordano Bruno*, ihr größter *Friedrich Nietzsche*. Wir stehen erst am Beginn der neo-heroischen Weltepoche, der die kommenden Jahrhunderte gehören.

Mit der naiven Bejahung hat die heroische das *aktivistische* Element, mit der Verneinung das *pessimistische* gemeinsam: neu ist an ihr der *ästhetische Evolutionismus*. Sie will dem Leiden weder durch Genuß noch durch Flucht ausweichen, sondern sie will es *überwinden* durch Tat und Schönheit, durch Vitalität und Harmonie. —

V. Praktische Hyperethik.

1 Hyperethische Pädagogik.

Die Hauptformen praktischer Hyperethik sind:

Hyperethische Pädagogik: Kinderbildung, Menschenbildung;

Hyperethische Biotik: Lebensbildung, Lebenskunst;

Hyperethische Politik: Volksbildung, Staatskunst.

Ethische Pädagogik *erzieht:* sie zähmt und dressiert das wildgeborene Kind zu einem brauchbaren und nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft.

Hyperethische Pädagogik *bildet:* sie formt aus dem rohen Material des ungebildeten Menschen das lebendige Kunstwerk der Persönlichkeit.

Erziehung und Bildung widersprechen einander ebensowenig, wie Ethik und Hyperethik: sie ergänzen einander; denn das Kind ist sowohl Baustein der menschlichen Gesellschaft wie Ansatz zur Persönlichkeit.

Der Beruf des Menschenbildners ist am nächsten verwandt mit dem des Blumengärtners; denn auch die entfaltete Persönlichkeit ist ein *organisches* Kunstwerk. —

Die hyperethische Pädagogik folgt der Anleitung der Natur, die in der Erotik am höchsten körperliche, dann seelische und zuletzt geistige Schönheit wertet. Ihr Ziel ist *erst Körperbildung, dann Charakterbildung und schließlich Geistesbildung:* der vollendete Charakter stützt sich auf einen vollendeten Körper, der vollendete Geist auf einen vollendeten Charakter.

Der wichtigste Teil der Körperbildung ist *Hygienik*, der Schutz der Gesundheit. Hygienik ist der vernachlässigteste Teil der modernen Bildung. Statt den Kindern, von den ersten Volksschulklassen an, die Hygiene des Atmens, des Waschens, des Essens und Trinkens zu lehren und sie so vor den Gefahren unhygienischen Lebens zu schützen, wird ihr Gedächtnis mit den sinnlosesten Epi-

soden der Geschichte überlastet und jener wichtigste Unterrichtsgegenstand ignoriert.

Nach platonischen Grundsätzen sollte der Unterricht des Kindes, vom Spiele ausgehend, mit Musik (Tanz) und Gymnastik beginnen, mit der Entwicklung der physischen Harmonie und Energie.

Aus dem Training des Körpers entwickelt sich automatisch *Charakterbildung:* Willenstraining, Selbstbeherrschung, Ausdauer. Der negative Teil hyperethischer Charakterbildung deckt sich mit dem ethischen Erziehungsideal der Selbstlosigkeit und Selbstbeherrschung. Während aber ethische Pädagogik meist bestrebt ist, zur Erreichung dieser Ziele die kindliche Vitalität zu dämpfen oder zu brechen, betrachtet hyperethische Pädagogik als ihr höchstes Ziel die Steigerung der Vitalität. So ergänzt sie negative Selbstlosigkeit zu positiver Liebe, negative Selbstbeherrschung zu positiver Tatkraft und Tapferkeit. In der Mädchenerziehung geht die Liebe voran, in der Knabenerziehung die Tapferkeit.

Geistesbildung gründet sich auf Charakterbildung: aus Selbstbeherrschung, Selbstlosigkeit und Demut wächst Weisheit, der Gipfelpunkt geistiger Schönheit. Weisheit setzt eine gewisse Reife voraus: während Edelmut schon in früher Jugend erreichbar ist.

Diese natürliche Reihenfolge der Persönlichkeitsbildung erkennt die kontinental-europäische Pädagogik nicht an. Sie stellt sie geradezu auf den Kopf, indem sie als ihr Hauptziel die intellektuelle Erziehung betrachtet, als Nebenziel die moralische, während sie die physische Erziehung größtenteils vernachlässigt. Diese Versündigung an der Natur führt unweigerlich zu Degeneration. —

Die Hauptaufgabe des Menschenbildners ist *negativ:* Schutz des Kindes vor körperlicher, seelischer, geistiger Verbildung, Verkümmerung und Verkrüpplung, Fernhalten aller boshaften, häßlichen und beschränkten Einflüsse. *Freiheit* allein bewahrt das Kind vor Verlogenheit, Feigheit und Bosheit; sie allein ermöglicht dessen Entfaltung zur Persönlichkeit und die Entwicklung seiner inneren Gesetze.

Die Befestigung der inneren Gesetze und Schranken des Kindes bildet die *positive* Seite hyperethischer Pädagogik. Jedes Kind ist von Natur aus hyperethisch orientiert: es liebt das Schöne an sich und anderen. Dieses Streben nach Schönheit gilt es pädagogisch auszunützen und zu entwickeln, statt zu bekämpfen. Richtig an-

gewendet, wird es zum wirksamsten Bildungsmittel. Das Ideal des edlen und vollkommenen Menschen, in die Seele des Kindes gepflanzt, wirkt dort von selbst als Bildner und Gestalter.

Neben den hyperethischen Idealen gilt es, die *hyperethischen Instinkte* des Kindes zu entwickeln und zu klären: den guten Geschmack, das Zartgefühl, Taktgefühl, Schamgefühl; den Sinn für schöne Formen, für Stil, für Ehre und Stolz. —

Das hyperethische Erziehungsideal für Knaben und Mädchen ist verschieden. Höchstes hyperethisches Gebot für Knaben ist: „Seid stark!“ für Mädchen: „Seid schön!“ Knabenerziehung gipfelt in der Erziehung zur Kraft des Körpers, Charakters, Geistes; Mädchenerziehung gipfelt in Erziehung zur Schönheit, zur Harmonie des Körpers, Charakters, Geistes.

Hauptwaffe des Mannes ist Geist, des Weibes Schönheit. Ein dummer Mann ist ebenso mißraten wie eine häßliche Frau. Das Gegenstück zum männlichen Genie bildet die weibliche Schönheit. —

Anpassungs- und *Nachahmungstrieb* gehören zu den stärksten und elementarsten Trieben der Kinder; durch sie wirkt der hyperethische Pädagoge stärker als durch Abschreckung. Er bringt womöglich das Kind in eine schöne und reine Umgebung, läßt es früh die Schönheiten von Natur und Kunst genießen und macht es bekannt mit den großen Idealgestalten der Dichtung und Geschichte. Mehr als alles andere aber veredelt und bildet der Umgang mit großen, gütigen und edlen Menschen. Deshalb kann nur der daran denken, Menschenbildner zu werden, der an seiner eigenen Vollendung gearbeitet hat.

Für den wahren Menschenbildner ist das Kind und dessen Schönheit ebensosehr Selbstzweck wie für den Künstler das Kunstwerk. Er darf nicht an die Vorteile denken, die ihm das Kind eines Tages bringen könnte, und auf diese die Erziehung einstellen: sonst gleicht er dem Künstler, der sein Kunstwerk verfälscht, damit es ihm mehr Geld einbringt; er handelt hedonistisch, nicht heroisch. Der heroische Menschengestalter, der hyperethische Pädagoge, findet Genugtuung und Lohn in der Vollendung seines Zöglings.

2. Hyperethische Biotik.

Ziel der *hyperethischen Biotik* ist Ausbau der Persönlichkeit zum dreidimensionalen, des Lebens zum vierdimensionalen Kunstwerk.

Hyperethische Biotik ist identisch mit *Lebenskunst.* Mit dieser verwandt sind Lebensweisheit und Lebensklugheit. Lebensweisheit und Lebensklugheit sind aber beide eudämonistisch orientiert. Lebenskunst hingegen ist, wie alles Hyperethische, *ästhetisch-evolutionistisch-heroisch.*

Der *Lebenskünstler* will ein großes, starkes, freies und harmonisches Leben. Er will reichstes und tiefstes Erkennen, Erleben, Gestalten. Er liebt und bejaht sein Glück und sein Unglück, sein Leben und sein Schicksal. Er zieht es vor, zu genießen und zu leiden, statt teilnahmslos am Leben vorbeizuschleichen. Er sucht durch Denken und Erleben, durch Lesen und Reisen, durch Lieben und Kämpfen in immer neue Beziehungen zur Welt zu treten, vergangenes und künftiges, exotisches und okkultes Leben mit dem eigenen zu verweben, um so an Größe und Tiefe zu wachsen, um vielseitiger, differenzierter, universaler zu werden. Denn Leben ist Wachsen: *die Kunst des Lebens ist die Kunst des richtigen Wachsens.*

Der Mensch entwickelt sich nicht nur an seinen Erkenntnissen und Erlebnissen, sondern auch an seinen *Taten.* Schöne Taten verschönern den Menschen, große steigern ihn, edle veredeln ihn; während häßliche Taten ihn verunstalten, kleinliche ihn verkleinern, schmutzige ihn beschmutzen. Nicht nur der Charakter zeugt die Tat, sondern auch die Tat bildet den Charakter, und keine Handlung geht an der Seele spurlos vorüber. Daher ist es für den, der sein Wesen zur spezifischen Schönheit entfalten will, notwendig, daß er jede neidische und gehässige, jede träge und feige Regung ausschaltet und durch gütige Taten die eigene Größe und Harmonie, durch tapfere Taten die eigene Kraft und Freiheit fördert.

Der Lebenskünstler ist *heroisch:* Schönheit, nicht Lust ist sein Ziel. Oft zieht er das tiefere Erleben des Leidens dem seichteren der Lust vor. Reichtum und Macht locken ihn nie als Mittel zum Genuß, sondern nur als Mittel zur Entfaltung der eigenen und zur Gestaltung fremder Schönheit.

Das Leben des Lebenskünstlers ist ein *Kampf* gegen alles, was sein Kunstwerk verunstalten, herabziehen und beschmutzen will: gegen Krankheit und Häßlichkeit, gegen Beschränktheit und Gemeinheit, gegen Kleinlichkeit und Feigheit, gegen Elend und Unfreiheit, gegen Bosheit und Neid. Seine wichtigsten Waffen in

diesem Kampfe sind Geist, Selbstbeherrschung, Tapferkeit, Tatkraft und Liebe.

Der Kampf gegen das Häßliche wird gegen Lebensende immer schwerer: der Geist der Trägheit wird immer stärker gegenüber dem Geist des Lebens. Schönes Greisentum ist äußerst selten: es ist nur zu erringen durch die *Dauerkosmetik der Güte und Weisheit*, die im Laufe des Lebens immer stärker Züge und Erscheinung verklärt, und so großen Menschen, selbst wenn ihrer Jugend Schönheit versagt blieb, im Alter jene unnachahmliche, überwältigende Ausdrucksschönheit verleiht. —

Der letzte, schwerste Kampf des Lebenskünstlers gilt den häßlichen Elementen des *Sterbens*. Den Tod selbst zu werten fehlt uns jede Möglichkeit: er bleibt uns ewig unbekannt und unerforschlich; wir kennen nur seinen Eingang: das Sterben.

Das Sterben erscheint uns häßlich durch die *Todesangst*, die *Unfreiheit des Sterbens*, die *Todeskrankheit* und die *Verwesung*. Diese vier häßlichen Elemente des Sterbens sucht der Lebenskünstler zu vermeiden: die Todesangst durch Weisheit und Tapferkeit; die Verwesung durch Einäscherung oder Einbalsamierung; die Todeskrankheit und den Todeszwang durch rechtzeitiges, freiwilliges, schmerzloses und nicht entstellendes Sterben: durch *ästhetischen Selbstmord*.

Der Selbstmord allein setzt einem freien Leben ein freies Ende; wartet nicht die äußere Notwendigkeit des Todeszwanges ab, sondern kommt ihr zuvor durch die innere Notwendigkeit der Freiheit; statt sie dem Zufall zu überlassen, bestimmt er selbst Zeit und Art des Todes und klammert sich nicht an ein Leben, dessen Vitalität bereits gebrochen ist.

Um das Erdenleben trostloser erscheinen zu lassen, hat das Christentum den freiwilligen Tod verboten; um den Körper verächtlicher zu machen, zwingt ihn der Katholizismus durch das Verbot der Feuerbestattung zur Verwesung. Das Heidentum verstand sich besser auf schönes Sterben, von Sokrates bis Nogi; groß, erhaben und edel war auch das Ende jener germanischen Heldenkönige, die sich auf stürmischer See freiwillig mit ihren Schiffen verbrannten.

Gipfel aller Lebenskunst ist *Sterbenskunst*, Überwindung des Todes wie des Lebens durch Schönheit. —

3. Hyperethische Politik.

Der Mensch erstrebt das Nützliche; begeistert sich aber doch nur am Schönen. Das gilt von Individuen wie von Völkern. Neben wirtschaftlichen Verhältnissen waren die *bewegenden Kräfte der Weltgeschichte hyperethische Ideale:* Freiheit, Macht, Ehre, Würde, Wahrheit, Ordnung, Sieg, Ruhm, Gleichheit, Welterneuerung. Die materialistische Geschichtsauffassung ist einseitig und muß durch die hyperethische ergänzt werden.

Mit einer Handvoll Freiwilliger und einem Ideal im Herzen landete Garibaldi in Sizilien und einigte in wenigen Monaten Italien. Mit einer kleinen Freundesschar und einer Idee im Kopfe kam Lenin in Petersburg an und eroberte in wenigen Monaten Rußland.

Auch die treibenden Kräfte des Weltkrieges waren hyperethische Tendenzen: der Wille zur Macht aufstrebender, der Wille zur Freiheit unterdrückter Nationen. Die *imperialistische* Idee ist ästhetisch-heroisch; es ist allgemein bekannt, daß die Bewohner kleiner Staaten in keiner Weise schlechter daran sind, als die Angehörigen von Großmächten: und doch sehnt sich ein Großteil der Menschen nach Größe, Macht und Kraft ihres Vaterlandes. Ebenso verdankt der *Militarismus* zu Wasser und zu Lande seine Schätzung den ihm zugrunde liegenden ästhetischen Elementen: der Kraftentfaltung, der Ordnung und Schönheit (Uniform, Militärmusik, Paraden usw.). In ihren Armeen und Flotten huldigen Herrscher und Völker den Symbolen ihrer eigenen Macht und Größe.

Diese hyperethischen Ideale können nie durch Nützlichkeitsargumente niedergekämpft werden: *Ideale lassen sich einzig durch Gegenideale besiegen.* Es handelt sich für die Pazifisten darum, solche zu schaffen. Kriegslosigkeit ist noch kein Ideal, das Begeisterungskraft besitzt: der negative Pazifismus muß durch das positive Ideal weltumspannender Brüderlichkeit, durch die Hoffnung auf ein neues, paradiesisches Zeitalter verklärt werden. Völker für revolutionäre Ideen zu interessieren, genügt nicht: man muß es verstehen, sie für diese Ideen zu begeistern. Immer waren Freiheitsdichter Vorläufer der Freiheitshelden, und jede nationale Bewegung nahm in seiner Kulturbewegung ihren Ausgang. Heute beginnt das internationale Ideal an die Stelle des nationalen zu treten, Internationalhelden an die Stelle der Nationalhelden: neue Ideale leiten ein neues Zeitalter ein.

In allem Volke lebt unausrottbar ein Sehnen nach Glanz und Prunk, nach Machtentfaltung und Romantik, nach verehrungswürdigen Persönlichkeiten. Diesem Drange der Volksseele kommt die *Monarchie* entgegen, die einen Menschen zum Symbol höheren Menschentums erhebt.

Künftige Größe und erhoffter Reichtum hilft vielen Menschen über vorübergehendes Elend hinweg. Diese zeitliche Erscheinung gilt auch im Räumlichen: für jene, die sich neidlos nach persönlich unerreichbarem Glanz höheren Menschentums sehnen, ist die bloße Existenz großer, mächtiger, freier und reicher Menschen ein Trost. Deshalb sind die Herrscher am populärsten, die sich nicht bloß als oberste Staatsbeamte fühlen, sondern auch als Hüter der hyperethischen Ideale; nur so läßt sich die große Popularität von Halbnarren wie Nero und Ludwig II. von Bayern erklären, deren verschwenderisches, egozentrisches Dasein dem Volke die Illusion romantischen Märchenkönigtums schenkte. Auch lehrt die Geschichte, daß sich Revolutionen seltener gegen despotische Herrscher richten, die durch Krieg und Verschwendung ihre Völker bedrücken, als gegen feige und schwächliche Epigonen, gegen Karikaturen und Verräter ihres eigenen Königtums. Denn sobald eine Dynastie die hyperethische Illusion ihres Volkes nicht mehr befriedigen kann, verliert sie ihre ästhetische Existenzberechtigung und bricht zusammen.

Es ist eine der wichtigsten Aufgaben neugeschaffener Republiken, zur Verhinderung monarchistischer Restaurationspläne die ästhetische Lücke, die der Ausfall höfischen Glanzes hinterlassen hat, durch neue Formen von Schönheit auszufüllen und neue ästhetisch-hyperethische Ideale an die Stelle der gestürzten zu setzen. Das können nur die Künstler, kann nur die Kunst: in dieser Erkenntnis wurde Lenin Mäcen. An die Stelle der Scheinpersönlichkeit des gekrönten Monarchen muß für die Persönlichkeitssehnsucht des Volkes die wahre Persönlichkeit genialer Staatsmänner und Künstler treten.

Griechenland konnte seine republikanische Staatsform erhalten: denn seine unerreichte Kunst konnte sein hyperethisches Sehnen befriedigen und machte so den äußeren Glanz asiatischen Königtums überflüssig. Rom besaß nicht die Gestaltungskraft, sein ästhetisches Sehnen durch Kunst zu befriedigen: so schuf es sich Zirkus-

spiele und kaiserliche Götzen; denn auch sein Volk war mit Brot allein nicht zu befriedigen. —

Freiheit ist der einzige Boden, auf dem Persönlichkeit gedeiht: das moderne Persönlichkeitsideal des Gentleman verdankt seine Entstehung der englischen Freiheit. Unterdrückte Völker und Klassen bleiben auf lange Zeit mit hyperethischen Mängeln behaftet. Überall sind die freiesten Kasten und Völker die hyperethisch wertvollsten: darin lag der hyperethische Wert des Adels; denn jahrhundertelang hatte er allein die Möglichkeit zu freier Persönlichkeitsentfaltung. Stets waren die ritterlich-aristokratischen Ideale hyperethisch, die bürgerlich-demokratischen Ideale ethisch orientiert.

Heutzutage ist Freiheit praktisch nur ein Vorrecht der Besitzenden. Wer, um leben zu können, den größten Teil des Tages unfreiwillige Arbeit leisten muß, ist im höchsten Grade unfrei: denn ohne Muße, in der sie sich auswirken kann, ist alle Freiheit illusorisch; *Muße ist das zeitliche Korrelat der Freiheit.* Daher liegt das Hauptproblem der sozialen Frage in der Einschränkung der Zwangsarbeit auf ein Minimum. Die Politik ist außer Stande, dieses Problem und damit die soziale Frage restlos zu lösen: *das kann nur die Technik*, durch die Erschließung neuer, verborgener Energiequellen, die der Menschheit den größten Teil ihrer bisherigen Arbeitslast abnehmen und so ein Zeitalter allgemeiner Muße und Freiheit herbeiführen wird.

Das zweite Haupthindernis allgemeiner Freiheit ist die *Staatsgewalt.* Sie wurde notwendig, als die Übervölkerung den Individuen den Raum zur Persönlichkeitsentfaltung nahm und Macht Vorbedingung der Freiheit wurde. Sie wird überflüssig werden, sobald der menschliche Machtwille sich in Liebe sublimiert und die Entfaltung des einen so die Freiheit des anderen nicht mehr bedroht. Dieses zweite Hauptproblem der sozialen Frage kann die Politik ebenfalls nicht lösen, sondern *nur die Ethik* durch langsame Umgestaltung der boshaften Menschen in gutmütige, der bösen in gütige, durch Erziehung des Menschen zu Selbstbeherrschung und Selbstlosigkeit.

Erst bis durch Technik und Ethik Arbeit und Staat überflüssig sein werden, wird die Menschheit zu wahrer Freiheit gelangen können, und die Entfaltungsmöglichkeit nicht mehr, wie heute, auf eine geringe Zahl privilegierter Menschen beschränkt bleiben. Diese

Erlösung vorzubereiten und zu beschleunigen ist die wichtigste Aufgabe der Gesellschaft. —

Nicht bloß die individuelle Persönlichkeit kann sich zum Kunstwerk entfalten, sondern auch menschliche Gemeinschaften wie Ehe und *Staat.* Jede derartige Überpersönlichkeit gründet sich auf *Harmonie* ihrer Teile untereinander. Der Staat ist ein künstliches Produkt und als Kind der gleichen Autoritäten ein Bruder der Ethik. Seine Hauptaufgabe besteht im Ausgleich von *Freiheit* und *Ordnung,* den politischen Erscheinungsformen der hyperethischen Grundwerte Vitalität und Harmonie.

Individualismus ist die *subjektive* Staatsform,
Sozialismus ist die *objektive* Staatsform.

Individualismus : Sozialismus = Unsittlichkeit : Sittlichkeit.

Sozialismus ist das *ethische Staatsideal.* Hyperethisch birgt er die Gefahr in sich, die Persönlichkeitsentfaltung durch die Allmacht der Gesellschaft zu unterbinden und seine Harmonie auf Kosten individueller Vitalität auszubauen. Deshalb wird der *Sozialismus* nur in seiner *Synthese mit dem Individualismus hyperethisches Ziel.* Der einzige ernstzunehmende Gegner des ethischen Sozialismus ist der hyperethische Nietzscheanismus. Gelingt es dem Sozialismus nicht, sich mit dem Nietzscheanismus zu verbünden, so wird er schließlich durch ihn überwunden werden. Hyperethische Ideale sind stärker als ethische: ein anti-persönlicher grauer Sozialismus könnte sich nicht dauernd gegen einen persönlichen, bunten Individualismus halten. Es ist für den Sozialismus eine Lebensfrage, seine Theorie mit Schönheit zu erfüllen, seine wissenschaftliche Grundlagen durch künstlerische zu stützen. Denn nur ein hyperethischer Sozialismus hat Zukunft, weil nur er Schönheit hat.

Der hyperethische Sozialismus ist *liberal,* weil ihm Gleichheit nicht Selbstzweck ist, sondern nur wertvoll als Mittel zur Freiheit und Höherentwicklung; er ist *evolutionistisch,* weil sein Ziel nicht allgemeines Glück, sondern allgemeine Entwicklung ist: sein Kampf richtet sich gegen Hunger und Elend, gegen Arbeit und Zwang, gegen Krankheit und Unfreiheit nicht um der Glückseligkeit willen, sondern weil dies die stärksten Hemmungen menschlicher Entwicklung, Entfaltung und Schönheit sind Pädagogik und Hygienik sind seine wichtigsten Ressorts: Vorbedingung allgemeiner Gesundheit und Bildung aber ist Beseitigung der Not: so wird eudämoni-

stische Politik Funktion der evolutionistischen. Der hyperethische Sozialismus ist *heroisch:* unbekümmert um eigenes und fremdes Glück kämpft er um seine Ideale. Die heutige Form des heroischen Sozialismus repräsentiert der *Bolschewismus,* der unbekümmert um Lust und Leid der Menschen nach der Harmonie einer gerechteren Gesellschaftsordnung strebt. Diesem heroisch-hyperethischen Element verdankt er seine Werbekraft gegenüber der utilistischen Interessenpolitik der bürgerlichen Welt. Schließlich ist der hyperethische Sozialismus *idealistisch,* weil er an die Kraft und den Wert der hyperethischen Ideale glaubt; weil ihm die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse als Mittel, nicht als Zweck erscheint: Ziel ist ihm eine große, starke, freie und harmonische Menschheit. Durch seinen Idealismus unterscheidet er sich vom Marxismus, der die unglückselige Ehe mit dem Materialismus schloß, statt diese, dem Untergang geweihte Weltanschauung dem kapitalistisch-hedonistisch orientierten Bürgertum zu überlassen und sich durch die Welle eines neuen Idealismus tragen zu lassen. Ein solcher *idealistischer Sozialismus der Liebe statt des Neides,* des Gebens statt des Nehmens wäre ebenso unwiderstehlich, wie vor zwei Jahrtausenden das Christentum.

Die äußeren Revolutionen bedürfen der Ergänzung durch eine innere, eine seelische Revolution: erst die *Revolution der Brüderlichkeit* würde die französische Revolution der Freiheit und die russische Revolution der Gleichheit ergänzen und krönen; ihr Ziel wäre nicht Zwangsgemeinschaft arbeitender Proletarier, sondern ein freies und schönes Zusammenleben einer adeligen Menschheit. —

Ethische Politik will Zivilisation;
hyperethische Politik will *Kultur.*

Zivilisation und Kultur bilden keinen Widerspruch, sondern ergänzen sich wie Erziehung und Bildung. Zivilisation will eine zahme Menschheit in einem geordnetem Staate; Kultur will eine schöne Menschheit in einem schönen Staate. Kultur steht zur Natur in keinem Widerspruch: sie ist *vergeistigte Natur;* auch sie gründet sich auf die Prinzipien der Hyperethik, auf Größe, Freiheit, Kraft und Harmonie. —

Schlußwort.

Das hyperethische Weltprinzip ist das allgemeinste, das uns erkennbar ist; alles unterliegt der hyperethischen Wertung: Räumliches und Zeitliches, Konkretes und Abstraktes, Äußeres und Inneres, Kunst und Natur, Taten, Gefühle, Gedanken. Die *ästhetischen* und *ethischen*, die *erotischen* und *hygienischen* Werte, *Lust* und *Entwicklung*, *Weisheit* und *Wahrheit* verdanken ihren Nimbus der *Schönheit*, die ihnen zugrunde liegt.

Die hyperethischen Gesetze sind die Gesetze der Natur und Kunst, der Erotik und des menschlichen Wollens.

Alle irdischen Wesen, *alle Menschen sind bewußt oder unbewußt Hyperethiker* — nur fehlt ihnen meist die Klarheit, es zu erkennen und der Mut, es zuzugeben. Denn die Natur in uns und um uns strebt nach hyperethischen Zielen.

Wenn es überhaupt Wertunterschiede gibt und der Mensch fähig ist, sie zu erkennen, dann gipfeln diese Werte im Hyperethischen. Ob es freilich absolute Werte gibt und ob diese für uns erkennbar sind; ob nicht vielleicht alle scheinbaren Werte wertlose Täuschungen sind; ob uns vielleicht Natur in uns und um uns mit dem Scheinwert der Schönheit täuscht und betrügt, während der einzig wahre Wert jenseits von aller Vitalität und Harmonie im Nichts liegt, im Chaos, das unseren Kosmos räumlich und zeitlich umschließt — all das kann niemand wissen. Solche Hypothesen lassen sich weder beweisen noch widerlegen. Aber ebenso *fehlt uns jede Möglichkeit, den absoluten Wert des Hyperethischen zu beweisen.* So stehen wir schließlich vor der Alternative, entweder der Wahrscheinlichkeit der hyperethischen Theorie durch den *Glauben* an sie entgegenzukommen, oder aber in Ermanglung vollwertiger Beweise im *Zweifel* zu beharren. Entscheiden wir uns für den Zweifel, dann treten wir ein in das dunkle Reich absoluter Skepsis, wo jede Wahrheit, jede Schönheit, jede Wertung und jede Erkenntnis ihr Ende findet. —

Des Menschen Erkenntnis ist begrenzt; unser geistiges Leben spielt sich auf einer kleinen Insel ab; jede Richtung, die wir einschlagen, um vorwärts zu dringen, führt uns bald zum Gestade des Nichtwissens, der Skepsis, des Chaos, wo jedes weitere Vordringen unmöglich ist. Die höchste uns erreichbare Leistung ist, das ganze Ufer unserer Insel genau zu erforschen und um den uns umgebenden Ozean, um unsere Begrenztheit, um die Relativität aller Werte und Dinge zu wissen: statt, wie die meisten Menschen, die nie bis zum Ufer vorgedrungen sind, uns auf unbegrenztem Festland zu wähnen.

Philosophie kann die Welträtsel nicht lösen, nur deuten. —

Der praktische Wert der Hyperethik besteht darin, daß sie alle menschlichen Werte auf einen gemeinsamen Generalnenner bringt; daß sie den Menschen vom Dualismus des Wertens, von der Unsicherheit des Schwankens zwischen Schönheit und Tugend befreit; daß sie endlich den durch die Ethik geschaffenen Zwiespalt zwischen Mensch und Natur beseitigt.

Die Menschheit lebt im Gefängnis ihrer selbstgeschaffenen ethischen Vorurteile, abgesperrt von der Natur und ihren Werten; nun gilt es, Türen und Fenster aufzusprengen und die frische Luft der Hyperethik in die verstaubten menschlichen Beziehungen dringen zu lassen: sonst erstickt am Ende die Menschheit an der moralischen Atmosphäre, die sie seit Jahrtausenden ausgeatmet hat.

Sonderbar, wie die Menschen in ihrem Werten und Handeln konservativer sind, als in ihrem Denken, und wie sie ihr Tun längst überwundenen Weltanschauungen anpassen. Die Menschheit hat längst den Glauben aufgegeben, der Mensch sei Zweck der Schöpfung, die Erde Mittelpunkt der Welt: und doch folgt sie einer Ethik, die sich auf jene irrigen Voraussetzungen gründet. Trotz ihrer zahlreichen hyperethischen Elemente sind alle großen Religionen der Gegenwart *ethisch* orientiert: denn sie entstammen alle dem vor-kopernikanischen Zeitalter mit seiner geo- und anthropozentrischen Perspektive.

Ebenso wie diese Religionen ist die Moral in ihrer heutigen Gestalt veraltet und gehört einem versunkenen Zeitalter an. Die hyperethische Weltanschauung und Wertelehre sucht den Vorsprung der theoretischen Wissenschaft einzuholen und die praktischen Konsequenzen aus den Erkenntnissen des Kopernikus und Darwin zu

ziehen: den Menschen wieder in Natur und Kosmos zu verankern. Hyperethik ist die einzige Form des Idealismus, die mit der Wissenschaft der Neuzeit vereinbar ist. Deshalb gehört ihr die Zukunft.

Die *Religion* (oder: Quasi-Religion) der Zukunft wird *hyperethisch* sein; sie wird den durch ethische Vorurteile aus seiner natürlichen Bahn geschleuderten Menschen zurückführen zur Harmonie mit der Natur und dem kosmischen Leben; ihre Priester und Künder sind die Künstler, ihr Ziel Schönheit, Weisheit und heroische Güte, ihr Symbol die *Sonne:* ihr Licht ist Symbol der Erkenntnis, ihre Wärme der Liebe, ihre Energie der Kraft; selbst frei von äußerem Zwang, ist sie dennoch Maß und Quelle aller irdischen Ordnung: und weckt Leben und Schönheit, wohin sie strahlt.
